

# SCHWÄBISCHE HEIMAT



## Humanes Bauen?

**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND  
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**OKT.-DEZ. 1974  
HEFT 4**

# SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege von  
Landschaft, Volkstum, Kultur  
25. Jahrgang Heft 4  
Oktober – Dezember 1974

Herausgegeben  
vom Schwäbischen Heimatbund

Redaktion: Wolfgang Irtenkauf

Redaktionsausschuß: Wolfgang Irtenkauf,  
Helmut Dölker, Peter Haag (†), Willy Leygraf,  
Helmut Schönamsgruber

Die Zeitschrift «Schwäbische Heimat» erscheint alle drei Monate. Sie wird an die Mitglieder des Schwäbischen Heimatbundes gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 18,- geliefert. Beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 20,- zuzüglich Versandkosten – Einzelheft DM 6,-. Diese Preise enthalten 5,5% MwSt.

Alle Zuschriften über den Versand der Hefte sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, Telefon (07 11) 22 32 43, von sonstigen Beziehern an den Konrad Theiss Verlag, 7000 Stuttgart 1, Villastraße 11, Telefon (07 11) 43 29 81, zu richten; alle für die Redaktion bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Wolfgang Irtenkauf, 7000 Stuttgart, Charlottenplatz 17/II (Schwäbischer Heimatbund). Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos usw. ohne Beifügung von Rückporto wird keine Garantie übernommen. Der Nachdruck von Aufsätzen und Buchbesprechungen der «Schwäbischen Heimat» kann nicht ohne schriftliche Einwilligung der Redaktion erfolgen.

Anzeigenverwaltung Hans Jürgen v. Elterlein, 7000 Stuttgart 80, Joringelweg 5, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs-  
dienst Aalen.

Diesem Heft ist ein Prospekt des Konrad Theiss Verlags, Stuttgart, beigelegt.

*Unsere Fotos beschäftigen sich mit dem Thema dieses Heftes «Humanes Bauen?». Sie sind eine Auswahl von Aufnahmen, die FRIEDRICH LÜCKGENS für unsere Zeitschrift gemacht hat. In aller Deutlichkeit sei betont, daß wir keine Gemeinde, keinen Bauträger und keinen Bauherrn mit diesen Bildern «treffen» wollen.*

## Inhalt

Unser Unbehagen .....	230	
Von WILLY LEYGRAF		
Heimat – und doch keine bleibende Stätte .....	238	
Von WALTER BLAICH		
Politische Thesen für eine humane Stadt ....	243	
Von PETER CONRADI		
Gestalterische Thesen für eine humane Stadt .....	250	
Von MAX BÄCHER		
Soziologische Thesen für eine humane Stadt .....	260	
Von ROTRAUT WEEBER		
Wachsende Stadt – Verstädterung des Lebens .....	269	
Von ERICH KLÄGER		
Kommunikation und Information in der menschlichen Stadt .....	274	
Von WERNER FRASCH		
Städtebilder, zusammengestellt von WILLY LEYGRAF .....	276	
PETER HAAG in memoriam .....		285
Anschriften der Verfasser .....		289
Buchbesprechungen und -hinweise .....		290
Mitteilungen des Schwäbischen Heimatbundes .....		296

Liebe Leser der «Schwäbischen Heimat»,

dieses Heft 1974/4 ist ein sogenanntes Schwerpunktheft. Sie finden unter dem Schlagwort «Humanes Bauen?» zum großen Teil jene Vorträge abgedruckt, die anlässlich der vielbeachteten Tagung des Schwäbischen Heimatbundes, zusammen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll, im Februar 1974 gehalten wurden. Eine Ausnahme machen die Aufsätze von ERICH KLÄGER und WERNER FRASCH; sie sind Reflektionen auf die dort aufgeworfene Fragestellung. Daß der Boller Diskussionsbeitrag von LOTHAR SPATH nicht zum Abdruck kommen konnte, liegt nicht an der Redaktion: MdL SPATH hat auf die druckfertige Zusammenfassung seiner Thesen verzichtet.

Niemand konnte damals ahnen, daß jener Mann zur Zeit der Veröffentlichung der Beiträge nicht mehr am Leben sein sollte, der *unser* Mann auf diesem Sektor war: PETER HAAG. Schon damals von der Krankheit gezeichnet, der er zum Opfer fiel, hat er seine Gedanken WILLY LEYGRAF mitgeteilt, der sie aus seiner Sicht heraus als «Unser Unbehagen» formuliert hat. Was PETER HAAG uns bedeutet hat, ist an anderer Stelle in diesem Heft niedergelegt. Der übliche Gemeinplatz, jeder Mensch sei zu ersetzen, trifft auf ihn nicht zu: wir werden diese Lücke nicht schließen können. Die Redaktion verliert in diesem Mann ein Mitglied ihres Ausschusses, der sie durch alle schwierigen Probleme auf seinem Sektor mit sicherer Hand geleitet hat.

Wir schulden PETER HAAG Dank über das Grab hinaus. Das Heft 1974/4 ist PETER HAAG in memoriam gewidmet.

Wolfgang Irtenkauf

Wenn das, was uns befällt angesichts unserer gegenwärtigen Städte und ihrer Entwicklung, *Unbehagen* genannt sein soll, ist eine Abgrenzung nötig: Dieses Unbehagen hat nichts gemein mit jener Voreingenommenheit, durch die sich die kulturkritische, zivilisationsfeindliche Polemik gegen die Stadt in zweifelhaftem Sinne auszeichnet.

Seit WILHELM HEINRICH RIEHL – also etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts – zieht sich ein breiter Strang von Vorurteil und Vorwurf, von Pessimismus und Aggression durch Darstellung und Diskussion alles Städtischen. Man kennt die ganze Reihe der Schlagworte: *Asphaltdschungel* und *Betonwüste*, *Moloch Stadt* und *Hure Babylon*; *die Großstadt ein Sumpf*, in dem Verbrechen, Elend, Krankheit und Vermassung sozusagen zwangsweise gedeihen, Städte, die angeblich von vornherein – einfach nur, weil sie Städte sind – nichts anderes sein können als *unwirtlich*.

Wie oft wird ALEXANDER MITSCHERLICHs Wort von der *Unwirtlichkeit unserer Städte* falsch zitiert und angewendet: weil man nämlich nicht kapiert hat, daß MITSCHERLICH diese Unwirtlichkeit nicht etwa für ein unvermeidbares Wesensmerkmal der Stadt ausgegeben hat, daß er vielmehr diese Unwirtlichkeit für gemacht hält und also auch für vermeidbar, für überwindbar.

Unbehagen angesichts der Stadt von heute. Das scheint auf ein erwünschtes Behagen im Sinne von Behaglichkeit in der Stadt von morgen zu deuten. Stadtmauer der mittelalterlichen Stadt und – näher noch am Wortsinn von Hag – der Etterzaun des Dorfes bedeuteten in gewissem Sinne die behagliche Ruhe, den eingehetzten, umfriedeten Bezirk des Behagens.

Das aber soll hier nicht gemeint sein. Unbehagen bedeutet hier schlicht: die unzufriedene, kritische, gestörte, geärgerte und verärgerte Existenz in und angesichts der Unwirtlichkeit unserer Städte. Da kann einem schon unbehaglich und ungemütlich werden, wenn man sieht, was alles aus Prestigehung und Profitstreben, aus kleinkariertem Gruppenegoismus und bornierter Kirchtumspolitik, was vor allem aber aus Fahrlässigkeit, Unfähigkeit und Dummheit geschieht und zugelassen wird!

Es ist der eigentliche Anlaß unseres Unbehagens, daß unsere Städte so wenig Heimatlichkeit bieten. Wirtliche Stadt – das mag auch verstanden werden als die einladende, den Besucher freundlich auf-

nehmende Stadt, in der man gerne Gast ist. Das hieße aber doch immer noch nicht, daß man dort auch dauernd und alltäglich leben möchte!

Wer das akzeptieren kann, der muß dann auch den nächsten Schritt mittun und folgern: Stadt, die zur Übereinstimmung mit sich selbst gelangt – oder nicht, Stadt, mit der man sich identifizieren kann, Stadt die in vollem Sinne Heimat ist – oder eben nicht, das ist nicht allein die jeweilige Summe aller Gebäude und Einrichtungen und der darin erfüllten Funktionen, sondern vor allem Kommune, die in ihr beheimatete Gesellschaft aus Menschen, die in und mit und zwischen diesen Gehäusen und Einrichtungen Funktionen ausüben und in Anspruch nehmen.

Die Frage nach der humanen Stadt oder nach dem Unbehagen an den gegenwärtigen Städten trifft immer nur, wenn sie nach der gesellschaftlichen Verwirklichung von Stadt zielt. Das Architektonische der Gehäuse und ihrer Zusammenordnungen sowie das Funktionale technischer Konstruktionen wird erst wichtig und interessant (und in vielen Fällen in seiner Unzulänglichkeit erkennbar), wenn wir es darauf abklopfen, ob es für die Existenz dieser Gesellschaft und ihrer einzelnen Glieder förderlich oder hinderlich ist, ob es die Entfaltung zum Humanen hin verbaut oder öffnet.

Und noch etwas muß genannt werden als Grund für das unvermeidliche Unbehagen, das uns durch die Städte unserer Gegenwart begleitet: Daß wir nämlich nicht vorankommen.

Vor fast genau neun Jahren wurde hier in Bad Boll unter dem Thema *Wer baut die Stadt?* die Großstadt als Heimat ihrer Bürger diskutiert. Was hat sich dadurch und seitdem geändert? Im Mai des gleichen Jahres forderte MAX BÄCHER in einer Rede in Darmstadt eine neue, konsequentere Kooperation von Planern, Architekten und Gesellschaft – und was hat sich seitdem und dadurch geändert?

Nur diese zwei Beispiele, weil sie in direktem Bezug stehen zu Tagungsort und Tagungsprogramm. Zeigen sie nicht: daß wir nicht so recht vorankommen? daß sich so gut wie nichts ändert? daß sich so gut wie nichts bessert?

Jeder Gedanke verändert die Welt. Heißt es. Das scheint hier, das ist hier widerlegt: weil nämlich die wirtschaftliche und politische Macht des Besitzes und der Besitzenden stärker ist als jede Vernunft, weil nämlich die technokratische Fixierung auf Funktionen und deren Kombinationen zwar mit



*Es gibt in jeder Gegenwart vielfältige Möglichkeiten, die Zukunft zu bauen oder zu verbauen, die Stadt zu planen oder zu verplanen . . .*

Berechnung, Konstruktion und also mit Intelligenz zu tun hat, nicht aber unbedingt mit Vernunft und Einsicht.

Aber auch die Betroffenen verschließen sich nur zu oft nur zu gern gegen Einsicht und Vernunft. Und behindern so – wenn sie's nicht gar unmöglich machen – jedes Vorankommen, jedes Fortschreiten: Sie haben sich eingerichtet und wollen sich um je-

den Preis behaglich fühlen. Man hat ihnen Vorstellungen und Wünsche suggeriert, und die sehen sie nun mehr oder weniger verwirklicht. Sie zahlen Mieten, die sie sich eigentlich nicht leisten können – da *muß* doch das Viertel eine besonders gute Adresse, die Wohnung von gewissem Vorzug sein. Sie zahlen Raten für das Auto vor der Tür und für manches, was sie in der Wohnung umgibt. Sollen

sie sagen, sie seien auf Verführung hereingefallen, sollen sie Unbehagen fühlen oder gar artikulieren? Aber das scheinbare Behagen der vielen, die ihre Situation in ihrer Stadt hinzunehmen scheinen, darf den skeptischen Beobachter nicht ablenken, darf den kritisch Nachdenkenden nicht täuschen: Reale Anlässe des Unbehagens umgeben uns, wo immer wir uns inmitten der Städte Zeit lassen und Distanz schaffen zu kritischer Betrachtung.

Aber wie soll das schon gelingen! Es gibt ja kaum noch eine Ecke, an der man gern stehen bleibt, um zu betrachten, zu beobachten, was das Besondere ausmacht gerade dieser Stadt und des Lebens in ihr. Man wird gedrängt und geschoben, unter die Erde verwiesen oder auf schmale, nur sekundenweise passierbare Übergänge. Wenn das Gebrande und Gerenne, das Stoßen und Gestoßenwerden einmal für einen Augenblick aufhört, sieht man sich in der Regel ins Abseits einer toten Seitenstraße abgedrängt: zwischen Hektik und müder Öde scheint es nicht viel Städtisches zu geben. (Höchstens der grau sich brüstende Aussichtsbalkon des kleinen Schloßplatzes läßt einen ruhigeren Blick auf das hastige Straßentheater der Stadt zu.)

Umgekehrt: wenn man die Stadt benützen und nicht betrachten will, wenn man in ihr zu tun hat, erfährt man sie vor allem als Widerstand: man kommt nicht voran im Verkehr, findet sich nicht zurecht im Einbahnstraßengewirr, sucht vergebens nach einem Parkplatz. Wie soll da anderes als Unbehagen Platz greifen?

Doch wenige Stunden später schon: Leere. Hochhausfassaden, hinter denen nur noch ein paar Putzfrauen werken. Der Aufwand an Reklamelicht macht nur erkennbarer, wie hohl dahinter das zur Zeit unbenützte, unnütze Gehäuse ist. Und nicht nur eins, die meisten ringsum, eines wie das andere.

Zu ebener Erde spielt sich auch nicht viel mehr ab: zwischen, neben und gelegentlich auch in den tagsüber von Konsum, Kommerz und Verwaltung des Profits erfüllten hohen Häusern hat sich einiges etabliert, etwa das Fremde, Einsame, Isolierte möglicherweise mit dem Städtischen verwechseln, billiges oder teures Vergnügen – je nachdem. In der Frühdämmerung jedenfalls bemerkt man die Öde, die graue Verlassenheit der sogenannten City. Und dabei hatte man doch gemeint, Städte würden sich in ihren Kernen zu erkennen geben – man möchte fast denen rechtgeben, die gegen *die Stadt* polemisieren.

Aber *die Stadt*, das sind – haben wir gesagt – die Bürger. Und die leben ja nicht in diesen öden oder künstlich belebten oder von geschäftiger Hektik

erfüllten Straßenschluchten der Citys. Eben. Die leben zum Beispiel in einer Wohnstadt oder in einem durchaus städtischen Viertel am Rand eines Gäudorfes oder in den faden Vorstadtvierteln.

Oder in den Bänderstädten entlang von Rems oder Fils, von Echaz oder Schussen – städtebaulicher Widersinn in Potenz: wie Knoten an einer Schnur sind die Siedlungsschwerpunkte aufgereiht. Und in jedem ist ein bißchen verwirklicht und vieles nicht vorhanden von dem, was die Stadt ausmachen kann. Hier Schule – dort Arbeit. Hier Freibad, hier Kino – dort Hallenbad. Hier Einkaufen, dort Volkshochschule, an dritter Stelle Behörden, Theater. Und so weiter. Dazwischen: Kilometer und Stunden, Zeit und Geld, wie sie einem zuwachsen von Tarifvertrag zu Tarifvertrag: Hier wird der Zuwachs wieder abgeschöpft als Kfz-Kosten, als Gesundheitsbelastung, als Ermüdung. Je mehr man aufsteigt, umso höher die Ansprüche. Man möchte weiter draußen wohnen, «eine bessere Adresse» haben – und bedenkt gar nicht, daß man das alles mit noch größerer Belastung bezahlen muß. Alles liegt weiter entfernt: Einkaufswege, Schulwege, Nachbarschaftskontakte, mitbürgerliche Solidarität, die Treffpunkte für die Freizeit. Nicht wesentlich anders ist die Situation derjenigen, die nicht der Verlockung in die verstädterten Randzonen des Landes gefolgt sind, sondern sich für die scheinbar so sehr urbanen Gebilde der neuen Trabantenstädte entschieden haben: Fasanhof und Neue Vahr, Edigheim, Perlach oder Nordweststadt, Märkisches Viertel, Waldhäuser Ost oder Orschelhagen. Die Namen sind austauschbar.

Diese meist mehr oder weniger gedanken- und phantasielosen Anhäufungen von hohen Punkt- und Scheibenhäusern, von nebeneinandergeschobenen Bungalows und langweiliger Zeilenwiederholung bieten selten viel mehr als die eigenen vier Wände und die Geräusche vom Nachbarbalkon. Das Grün unten mag in der Statistik unter der Rubrik *Städtische Grünanlagen* als Zahl gewissen Eindruck machen, es läßt dennoch nicht ein zum Spaziergang am Feierabend oder Wochenende (höchstens mal kurz mit dem Hund). Und die Wohnwege und Zufahrtsstraßen fordern noch weniger auf zu Bummel oder Spaziergang. Man muß einmal zu abendlicher Stunde eine Wohnung in einem solchen Viertel gesucht haben: So ungefähr kennt man die Lage, man weiß vom letzten Besuch her, wie das Haus aussieht – aber dann schlägt man einen Bogen nach dem anderen, sucht immer wieder erneut von einem der schon vertraut gewordenen Orientierungspunkte aus diese aufgelok-



*Der andere Ausweg aus der Unzulänglichkeit des Angebots an Urbanität ist der resignierende Rückzug in die eigenen vier Wände . . .*

kerte Monotonie zu bezwingen und die Wohnung der Freunde zu erreichen – man kann verzweifeln auf solchen vergeblichen Wegen.

Und da erkennt man: die sogenannte aufgelockerte Bauweise dieser sogenannten Trabanten-Städte ist nichts anderes als die verzierte, garnierte, ein wenig modisch geputzte Wiederholung der faden Langeweile, wie sie die Citys beherrscht, wie sie die Quartiere der Vorstadt bestimmt. Man erkennt: Wir haben in den Expansionen der Städte deren Individualität und deren Identität in wenig mehr als hundert Jahren verkommen lassen.

Es war ja ein Irrtum, zu meinen, die alten Städte bezögen Reiz und Identität aus ein paar markanten Bauwerken oder charakteristischen Fassaden und der Rest sei belanglos. Die Art, in dieser Stadt zu leben oder in jener, die hängt viel mehr von dem ab, wie man sich darin bewegt, wie man zueinander und auseinander geführt wird durch den Verlauf und die Bebauung von Gassen und Straßen, durch Stiegen, Staffeln, Rampen und Plätze. Auch wenn man fremd ist: mit ein wenig Sinn für städtisches Wesen und ein wenig Lust am Flanieren und Bummeln fällt es einem in diesen alten Städten

nicht schwer, nach innen oder außen zu finden; mit Hilfe von ein paar unverwechselbaren Markierungspunkten gelangt man an den jeweils angestrebten Ort. Ob durch das Zähringische Marktkreuz, ob durch Zuordnung zu Burg oder Brücke: alte Städte geben Orientierung durch den Rhythmus der Stadtinnenräume, als die ihre Straßen und Plätze sich zu erkennen geben.

Das alles fehlt durchweg in den Vierteln und Städten, die in den letzten hundert Jahren gebaut worden sind. In den allerneuesten ist die Monotonie lediglich diffus geworden. Und selbst wenn ein sogenanntes Einkaufszentrum die Funktion des einstigen Marktes übernehmen soll: dorthin findet nur derjenige, der genau weiß, daß er dort bei BÖHM oder BOLLE seine Butter kauft. Und von der eigentlichen Marktsituation ist eh nichts übrig geblieben, auch dort hetzt man aneinander vorbei und hat nicht viel miteinander zu tun, kaum kann dort die Rede sein von einem Schwatz oder Gespräch, von Kontakt oder Kommunikation.

Nun ist das allerdings so eine Sache mit der Kommunikation in den öffentlichen Stadtinnenräumen hierzulande. Man hat da Vorstellungen vom alt-

römischen Forum, vom südlichen Corso, von belebten – durch Kontakt und Kommunikation belebten – Plätzen in Neapel, Rom oder Florenz, oder in vielen kleinen südlichen Städten, wo – gelassen und interessiert zugleich – Öffentlichkeit stattfindet von alters her. Das ist nicht nur eine Frage der Tradition, sondern auch des Klimas, unter dem eine solche Gewöhnung an öffentliches Leben möglich gewesen ist: An einem Nieselregentag ist der Kleine Schloßplatz ohne Funktion. (Was allerdings keine Ausrede dafür sein darf, daß man etwa das Rottweiler Marktkreuz den Bundesstraßen oder den Tübinger Marktplatz den parkenden Autos geopfert hat.)

Wer sich einmal im Berliner Europacenter den Wind um die Nase pfeifen ließ, der weiß, wie schwer es hierzulande ist, öffentliche Freizonen für Kommunikation zu schaffen. Aber es bleiben möglicherweise Auswege aus dieser Schwierigkeit, hierzulande Urbanität durch Städtebau zu verwirklichen oder zu ermöglichen. Zum Beispiel: die Entwicklung einer ganz neuen Art von Kommunikationszentren in klimagerechten öffentlichen Innenräumen. Warum werden eigentlich unsere Bahnhofshallen von den ausländischen Arbeitnehmern umfunktioniert zu Piazza und Corso? Nicht nur wegen der Züge, denen man dort sein Heimweh anhängen kann. Vor allem doch auch, weil man da ein wenig geschützt ist. Und weil das Zusammentreffen mit Landsleuten und Freunden oder ganz einfach das lässig beobachtende Herumstehen trotz der schützenden Halle ganz und gar öffentlich bleibt: man ist – im Gegensatz etwa zu einer Wirtschaft, zu Kirche oder Museum – aber auch zu gar nichts verpflichtet, man ist auf keinerlei Rolle festgelegt.

Aber es versucht ja kaum einmal wer, von dort aus sich an städtische Kommunikationsmöglichkeiten heranzudenken! Es reicht höchstens zum selten benützten *Kulturzentrum* mit Teppichboden, Holztäfelung und Polstersesseln!

Vielleicht sollte man doch nicht HOWARDS Gartenstadt-Idee immer nur auf das Einzelhaus mit einem Hauch von grüner Umgebung reduzieren, sondern sich erinnern, daß die Mitte seines Stadtplans durch den *Kristallpalast* gekennzeichnet ist, der als geschützte Kommunikationszone den Zentralpark umringt und ergänzt.

Der andere Ausweg aus der Unzulänglichkeit des Angebots an Urbanität ist der resignierende Rückzug in die eigenen vier Wände, möglicherweise in einer dieser neuen Trabantensiedlungen, die zu groß sind, um dörfliche, zu klein, um städtische Existenz mehr als vorzutäuschen. Man zieht sich zurück, isoliert sich, sucht sich für wenige verblei-

bende Gelegenheiten seine Freunde mit viel Bedacht aus – und verzichtet auf die beschwerlich gewordene urbane Teilhabe an der Öffentlichkeit. Wenigstens soweit das möglich ist. Kinder zum Beispiel lassen sich nicht – wie manche Haustiere – in der Etagenwohnung halten. Schon allein wegen des Lärms, durch den sich die Leute nebenan oder in der Wohnung darunter gestört fühlen. Die Spielplätze draußen: Häufungen von Phantasielosigkeit nach dem Motto: *Wozu der Aufwand? Aus Kindern werden ja Gott sei Dank in wenigen Jahren doch Erwachsene.*

Auf diese Klettergerüste und Sandkästen bleiben sie verwiesen, dort sind sie meist völlig isoliert von ihren Bezugspersonen in der Familie – die ist weit weg und kaum erreichbar: Kinder dürfen die Aufzüge nicht benutzen, an die Klingeln reichen sie nicht heran. Und wenn sie aus der Hose müssen, bleibt nur die Ecke beim Mülleimer, hinter dem einzelnen Schneeballenstrauch oder am Rande des Parkplatzes. Vielleicht auch das wenig benützte Treppenhaus. Aber dorthin flüchten sie sich auch vor dem Wind, dem Regenschauer.

Spielräume für einzelne Stockwerke oder für Stockwerkgruppen, kindergartenähnliche Einrichtungen gar, dafür hat der sogenannte soziale Wohnungsbau keinen Quadratmeter übrig und keine Mark.

Ist es ein Wunder, wenn so geschaffenes kindliches Unbehagen ein ganzes Leben lang nicht mehr überwunden werden kann und zur lebensbegleitenden Aggression wird?

Und wenn es einmal irgendwo ein Jugendhaus gibt, ein Gebäude, in dem sich Jugend selber einrichten kann, dann handelt es sich in aller Regel um eine Bruchbude, um einen Bau, den die jungen Leute in eigener Regie herunterwirtschaften dürfen, bis sich über den Abriß jeder freut, der sich für einen ordentlichen Bürger hält.

Aber gehen wir denn – mag die weiterführende Gegenfrage lauten – mit den älteren Gliedern unserer Gesellschaft anders, besser um? Ich brauche keine Beispiele zu nennen, jeder kennt sie, die Wohnstifte und Altenheime, die am Ortsrand, ganz weit draußen liegen, ohne für ältere Menschen erreichbaren Zugang zu dem, was man städtischen Alltag, städtisches Leben nennt. Sie lernen die Aussicht auswendig von ihrem Balkon, haben ihre Stammbänke im Innenhof oder am Waldrand gegenüber. Aber weil sie ja mit allem versorgt sind in ihrem neuzeitlichen Bau, weil es allerlei Unternehmungen und Aktivitäten und Spielgruppen gibt, können sich die Verantwortlichen gar nicht vorstellen, wie wichtig ein Gang in einen Laden



«Der Wohnpark Schloßgut Hemmingen bietet eine gelungene Kombination aus großstädtischem Wohnkomfort und ländlicher Atmosphäre, die gerade unter sozial-psychologischen Aspekten die Chance hat, zukunftsweisend zu wirken.» (Aus einer Anzeige.)

oder in ein Kaufhaus wäre – ganz einfach, *um unter Leute zu kommen!*

Manchen ist ja nun nicht viel anderes geblieben, sie müssen noch froh sein, wenn sie sich ein solches Stift oder Heim leisten können. Sie hatten da so eine gemütliche, wenn auch nicht gerade moderne, aber doch recht preisgünstige Wohnung im Frankfurter, Stuttgarter oder sonst einem Westen oder in Kreuzberg. Und nun sollte da saniert werden. Hochhäuser für Geschäfte, Verwaltungen, Versicherungen sollten entstehen. Oder Komfortwohnungen, die für sie zu teuer gewesen wären. Manche ihrer Nachbarn haben das nicht verkräftet. Sie haben sich stur und störrisch gewehrt. Und landeten schließlich in psychiatrischen Landeskrankenhäusern, 150 und mehr Kilometer weg von zuhause; oder in zweifelhaften Pflegeheimen noch weiter draußen. Opfer auch sie eines neuzeitlichen Städtebaus, der Heimat zerstört, aber nicht unbe-

dingt neue Heimat schafft; Zeugen auch sie eines Unbehagens an den Städten unserer Zeit, das vielerlei Gestalt und vielerlei Ursachen hat.

Es ist denn doch nötig, auch ein paar Ursachen anzudeuten für diese Erscheinungen und damit eigentlich auch für dieses Unbehagen. Denn es geht nicht an, einfach nur auf einzelne oder alle Architekten oder Bürgermeister zu schimpfen, oder auf die Stadt selbst, oder auf das Städtische. Damit gelangt man nicht an die bloßzulegenden Wurzeln dessen, was uns in Unbehagen versetzt.

Diese Wurzeln stecken nämlich tief im Geflecht wirtschaftlicher Interessen, in einem Dickicht von Ideologie und – nicht zuletzt – in einem Gewirr unzulänglicher Vorstellung von dem, was Demokratie ist oder sein könnte oder werden muß.

Die wirtschaftlichen Interessen oder Gewalten, die Absichten und Verfahrensweisen der Besitzenden werden zum Beispiel deutlich erkennbar in der

vielfältigen konsumfördernden Suggestion. Man muß da nicht immer nur mit den vergleichsweise plumpen Mitteln der direkten Produktwerbung rechnen. Es genügt zum Beispiel, daß mit konstanter Bosheit in Fernsehunterhaltungssendungen eine Norm des Lebensstandards gesetzt wird, die keiner je erreichen kann. Da wohnen alle in Wohnungen und Häusern, die eigentlich ein bis zwei Nummern zu groß sind für ihr Einkommen. Da tappen die Kriminalkommissare nur so durch die *Feine-Leute-Vorstadt-im-Grünen-Villen*, daß einem der Geschmack an der Dreizimmerwohnung vergeht. Das muß doch das Streben wenigstens nach einem Minibungalow fördern, schon wieder ein Trugbild manipulierter Wünsche. Und schon richtet sich werbend suggeriertes Wünschen auch auf bestimmte städtebauliche Verwirklichungen.

Oder ein ganz anderes Beispiel: Da schon so viele Wünsche geweckt sind, möchte doch jeder so viel wie möglich davon so preisgünstig wie möglich befriedigen. Das billigste und vielfältigste Angebot gibt es auf der grünen Wiese in den Super-Supermärkten, den Konsumfabriken mit Food- und Non-Food-Angebot.

Während man sich dort in Kauf und Konsum locken läßt, merkt man gar nicht, daß man dabei Stückchen um Stückchen dessen verspielt, was früher einmal die Stadt ausgemacht hat. Die potenten und cleveren Unternehmer, die sich da auf freiem Feld ansiedeln, versorgen ihre Kunden zwar billig, aber sie graben nicht nur den Kaufleuten in der Innenstadt das Wasser ab, sondern auch der Innenstadt selbst. Wer überredet eigentlich die Stadtväter, solche Entwicklung eher zu fördern als zu hemmen?

Warum suchen sie nicht nach Lösungen, in denen sich alles mit- und nebeneinander verwirklichen läßt: der große Umsatz und der preisgünstige Einkauf, Parkgelegenheit und Kommunikationsmöglichkeit, Wirtschaft, Kultur, Geselliges? Und das alles in Fußweg-Entfernung von Wohnungen? Man könnte sich solche Zentren – die dann auch ihren Namen verdienen würden – als Mittel- und Angelpunkte ganz neuer, selbständiger Städte vorstellen.

Aber die Damen und Herren Gemeinderäte sehen ja nur mit besorgter Miene Steuer- und Kaufkraft abwandern und beeilen sich, dem gerecht zu werden, was sie den Zug der Zeit nennen. Und so verabschieden sie denn die entsprechenden Bebauungspläne. Die Erweiterung ihrer Kompetenz auf neu angegliederte Landgemeinden erleichtert derlei nur zu sehr.

Oder ein drittes Beispiel für – sagen wir 's vorsichtig – die Beeinflussung städtebaulicher Zusammen-

hänge durch wirtschaftliche Gruppierungen: Eine – wie immer auch manipulierte – Ölkrise führte zu Fahrverboten und damit doch immerhin zu einigen Tagen mit weniger Belastung und Belästigung durch Lärm und Abgase, zu einer etwas menschenfreundlicheren Stadt am Sonntag. Der Verband der Automobilhersteller protestierte gegen die Aufrechterhaltung des Fahrverbots. Das ist sein gutes Recht: der Absatz ging zurück, Kurse fielen, Dividenden wurden fraglich. Bedenklich aber ist das Argument der Automobilhersteller: die Regierung müsse *die Bewegungsfreiheit der mündigen Bürger* wieder herstellen.

Hat eigentlich je ein Hersteller von Autos nach dem *mündigen Bürger* gefragt, als er ihm durch unablässige Werbung mehr Chrom, mehr PS, mehr Komfort, mehr Leistung – und immer das neueste Modell, und möglichst ein größeres – auf- und einredete und so das Auto zum Statussymbol gemacht hat? Und so – jetzt sind wir wieder beim Thema – die Masse der Autofahrer mobilisierte, um *die autogerechte Stadt* zu fordern? Und haben sie nicht auf solche Suggestionen mehr Energie und Mittel verwendet als darauf, umweltfreundlichere Autos zu entwickeln? Hat man da je nach dem *mündigen Bürger* gerufen oder gefragt?

Nein, man hat durch Werbung und Verbandspolitik den Bürger so weit entmündigt, daß er schließlich glaubte, es sei auch noch in seinem eigenen Interesse, wenn man seine Steuergelder eher für Straßen, Kreuzungen und Hochstraßen ausgab als für Schulen, Altenheime, Kindergärten, Krankenhäuser, Spielplätze, Kulturzentren – und nicht zuletzt für öffentliche Nahverkehrsmittel!

Wirtschaftliche Macht erscheint in solchem Gerede vom mündigen Bürger oder von der autogerechten Stadt ideologisch verfremdet. In anderer Verteilung der Gewichte erscheinen beide – Wirtschaftsmacht und Ideologie – dort, wo vom Eigentum, vor allem vom Eigentum an Grund und Boden die Rede ist. Kein vernünftiger Mensch denkt an die Enteignung von Einfamilienhäusern oder von Eigentumswohnungen, wenn er Artikel 15 des Grundgesetzes zitiert: *Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zwecke der Vergesellschaftung durch ein Gesetz, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt, in Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden.* Aber gewisse Ideologen haben es fertiggebracht, daß jeder Häusles-Besitzer sich durch die Verwirklichung dieses Grundgesetz-Artikels bedroht sieht.

Nun ist allerdings weithin humaner Städtebau nicht in Grenzen der bestehenden Parzellen möglich. Weder Sanierung noch Neubau von Städten ist



*So in dieser Straße und in der nächsten quer und drei weiter wieder das gleiche. Spirituosen dazwischen und eine Medizinaldrogerie, eine Kneipe wieder. Man könnte das alles verwechseln . . .*  
(Darmstadt-Kranichstein.)

auf die Dauer zu bewerkstelligen, ohne daß Grund und Boden entweder in die Hände weniger Großbesitzer gelangen – das wäre das Ende der Stadt! – oder in irgendwie gearteten gesellschaftlichen Besitz. Wertzuwachssteuer und Planungsgewinn-Abschöpfung sind Notbehelfe. Gesellschaftliche Bodenbank, Realersatz, Rückkehr zu einem Nutzungsrecht statt der beliebigen Verfügbarkeit im Sinne von § 903 BGB sowie neue Formen genossenschaftlichen Gemeineigentums – das sind eher Signale für einen Weg zu gerechter und **d u r c h a u s v e r f a s s u n g s g e m ä ß e r** Behandlung des Besitzes an Grund und Boden.

Und noch ein letzter Hinweis auf ideologischen Ballast der Diskussion: Sie geht bei aller futurologischen Perspektive doch immer sehr vom Bestehenden, von dem auf die Dauer Gebauten aus. Aber kann denn das zusammengehen, Stadt als eine bleibende Stätte – und eine immer in Veränderung befindliche Gesellschaft? Hat es Sinn, Dauerhaftes – für die Ewigkeit sagt man da wohl – zu bauen, das nur für einen einzigen Zweck gebaut ist? Hat es Sinn, Kirchen herkömmlicher Art zu bauen, die bald leer herumstehen – weil ringsum nur noch Banken sind und keine Wohnungen, Versiche-

rungspaläste und keine Wohnungen? Oder Schulen, die nur Denkmäler nicht erfolgter Reform sind, mal zu klein, mal zu groß, weil die Alterszusammensetzung der Bevölkerung so lebhaft schwankt? Wieviel richtiger wäre es, nicht das Dauernde zu bauen, sondern das Veränderbare! Schulen, die bei Bedarf für Gottesdienste und als Altentagesstätten, für Erwachsenenbildung oder als Kommunikations-, Freizeit- oder Kulturzentrum verwendbar wären. Oder Wohnungen, die ohne viel Aufwand für Groß- oder Kleinfamilien, für Wohngemeinschaften oder Alleinstehende oder auch für Gemeinschaftseinrichtungen geeignet gemacht werden könnten!

Nun aber zur dritten Wurzel der unerfreulichen Entwicklung und der Unzulänglichkeit aller Diskussion! Ich brauche das nicht zu erläutern, ich kann es ganz einfach umschreiben, indem ich einige wahllos herausgegriffene Zeitungsüberschriften zitiere:

*Wider den Hochmut der Planungsämter – Bürger sollen mitreden dürfen – Mehr Öffentlichkeit bei Planung – Mitbestimmung auch im Wohnungs- und Städtebau – Ein Plädoyer für die Demokratisierung der Planungsprozesse – Ist Städtebau eine Geheimwissenschaft? –*

*Architekten wünschen Demokratisierung des Bauens – Bürger wollen beim Städtebau mitreden – Stadtplanung ist kein unabwendbares Schicksal –*

Aber manche Fachleute meinen immer wieder, den Bürger in seine Schranken weisen zu müssen, indem sie ihm seine vermeintliche fachliche Inkompetenz um die Ohren schlagen. Und nur allzuoft kuschelt der Bürger dann, fällt zurück in seine Untertanenhaltung und nimmt weiter hin, was *die da oben* ihm verordnen.

Dabei sollte er sich doch einmal klarmachen, daß *die da oben* einzeln auch nicht kompetenter sind als jeder einzelne Bürger. Soviel Ahnung von Soziologie hat zum Beispiel der Stadtbaurat auch nicht; und was sich beim täglichen Einkauf der Hausfrau abspielt, das kann ein Oberbürgermeister auch nicht immer nachvollziehen, von den ehrenamtlichen Gemeinderäten ganz zu schweigen. Sicher, von Architektur hat dieser und jener Bürger vielleicht keine Ahnung, aber vom Ladenschlußgesetz. Und von dessen Auswirkungen. Und deshalb weiß er

vielleicht besser als mancher Stadtbaurat oder Oberbürgermeister, daß dieses Ladenschlußgesetz manchmal wichtiger ist für eine städtebauliche Situation – für die Belebtheit der Innenstadt nämlich – als Geschoßflächenzahl oder Verkehrsanbindung oder gar die ästhetische Seite der Architektur.

Und deshalb geht es darum, daß der Bürger ermutigt wird, sein demokratisches Recht wahrzunehmen und mitzubestimmen über das, was aus seiner Stadt wird. Und wo er – noch! – nicht kompetent genug ist, da hat er ein Recht darauf, daß ihn die Fachleute so kompetent machen, wie das im jeweiligen Zusammenhang nötig ist.

Und deshalb sollte die erste und wichtigste These für einen humanen Städtebau nicht von Architektur, Technik oder Wirtschaft handeln, sondern von Demokratie. Und etwa so lauten:

*Alle Planung muß in jedem Stadium öffentlich geschehen, bei allen Beratungen müssen die Bürger beteiligt sein, bei allen Entscheidungen haben die Bürger ein Mitbestimmungsrecht.*

## Heimat – und doch keine bleibende Stätte

Walter Blaich

Kann eine moderne Stadt Heimat sein, oder kann sie es wieder werden? Wer einige Jahre Gemeindepfarrer in einem Dorf am Rand des Ballungsraumes Stuttgart war, der weiß, daß auch das Dorf, daß auch die kleine Stadt für den mobilen Menschen von heute gar nicht so leicht zur Heimat wird, daß vielen, die eben nicht von Anfang an in diesem Dorf zu Hause sind, die nicht den Zugang zu den Vereinen finden, die Kommunikation recht schwer fällt (und oft auch recht schwer gemacht wird).

Für den Theologen liegt es nahe, bei diesem Thema zunächst an *Babylon* zu denken, für die Bibel das Urbild einer gottverlassenen Stadt. Und dagegen steht dann das *himmlische Jerusalem* als die wahre zukünftige Heimat des Christen. Aber dieses *Jerusalem* ist ja nicht Teil dieser unserer gegenwärtigen Welt, um die es uns hier und heute und morgen zu gehen hat. Gewiß erinnert es uns daran, daß die eigentliche Heimat des Christen, die Quelle, aus der er Hoffnung und Kraft schöpft, nicht in dieser gegenwärtigen oder vielleicht gar am Vergangenen orientierten Welt sich findet. Darum wird der Christ auch nicht von einer Stadt als Heimat in einem letzten Sinn sprechen können – eben nicht als *bleibende Stätte*. Das heißt, man kann sich in einer Stadt wohl zuhause- und wohlfühlen, man wird ihr aber

nicht mit allen seinen Kräften, seinem Fühlen und Hoffen verhaftet sein können und bleiben.

Gewiß, Städte waren wohl auch schon in diesem letzten Sinn Heimat für Menschen, für Menschen, die sich an die Gottheit ihrer Stadt gebunden und von ihr abhängig fühlten. Man gehörte dort hin, man war verwurzelt mit dem Mutterboden seiner Heimatstadt, dahin zog es einen immer wieder, aus diesem Heimatboden zog man alle Lebenskraft.

Doch gegen solche Frühform menschlicher Religiosität, die der Vergangenheit verhaftet war und eigentlich auch keine rechte Zukunft kannte, weil Heimat für sie eben etwas Statisches, etwas nach rückwärts Gewandtes war, steht als Beispiel jenes Volk, das unstet und flüchtig über diese Erde zog und auf Zukunft hin lebte. Begonnen hatte es damals mit dem Auftrag Jahves an Abraham: *Gehe aus deiner Heimat und aus deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen werde.* An die Stelle des Gottes, der an bestimmte Stätten gebunden ist, war der Gott getreten, der die Menschen durch die Geschichte begleitet und ihnen Zukunft eröffnet.

So erfährt sich der Glaube auch heute als unterwegs auf die ihm von Gott verheißene Zukunft hin. Das bedeutet aber, daß für solchen Glauben die Stadt



*Menschliche Stadt, Stadt als Heimat, Stadt für die Menschen, das ist ein Stück des Schöpfungsauftrags in dem Sinne des Machet euch die Stadt zudiensten! . . . (Berlin.)*

von jeglichem religiösen oder sentimentalen Charakter entkleidet wird. Sie ist weder *Babylon*, d. h. weder von ihrem Wesen her mit Unheil und Verderben behaftet, noch wird sie in dieser Welt jemals *Jerusalem*, d. h. die vollkommene, ideale Stadt werden. Sie ist schlicht – auch für den Christen – eine Chance zum Leben in dieser Welt und zum menschlichen Gestalten dieser Welt.

So wird der Theologe einfach einmal konstatieren, daß die Stadt zum heutigen Lebensstil gehört und ihn entscheidend prägt. Wir haben die Chance und die Aufgabe, sie so zu gestalten, daß Menschen sich in ihr wohlfühlen. Insofern kann sie durchaus Heimat werden im Sinne eines *ubi bene ibi patria*. Und das meine ich jetzt gar nicht im Sinne irgendeines Opportunismus, sondern ich denke, es sei eine gute Sache, wenn Menschen sich irgendwo wohlfühlen, wenn sie sich irgendwo zuhausefühlen. Warum sollten sie dort nicht bleiben? Aber es

wird ein vorläufiges Zuhause bleiben; vorläufig in dieser Welt, wenn wir an die Mobilität unserer Gesellschaft denken, aber auch vorläufig in einem anderen Sinne: Letzte Heimat, in der unser Hoffen und Wünschen seine Erfüllung findet, wird keine Stadt dieser Erde sein können, also auch nicht letzte Heimat in dem Sinn, wie ERNST BLOCH Heimat versteht, wenn er sagt, daß Heimat dort sei, wo der Mensch seine Identität findet.

Für den Christen bleibt diese *Heimat als Hoffnung* stets der Wirklichkeit dieser Welt voraus. Denn nach unserer Überzeugung finden wir diese Heimat erst dort, wo die Frage nach dem Tod ihre Antwort gefunden hat, d. h. dort, wo der Gedanke an den Tod uns nicht mehr ins Nichts sinken läßt. Aber eben die Erfüllung dieser Hoffnung bleibt uns in dieser Welt stets voraus. Denn hier hat unsere Hoffnung immer die reale Welt mit ihren Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, Enttäuschung und

letzten Endes den Tod gegen sich. Aber weil diese Hoffnung unserer Gegenwart voraus ist und voraus bleibt und in dieser Welt nicht zu etwas Abgeschlossenem werden kann, deshalb hört sie nicht auf, eine Phantasie der Liebe hervorzurufen, die auf eine Besserung dieser Welt und auf mehr Gerechtigkeit hin arbeitet. Diese Phantasie der Liebe schöpft Hoffnung aus den Verheißungen Gottes und wird sich deshalb nicht mit den angeblichen Zwängen des Bösen und des Todes abfinden. Die Welt tendiert immer zu etwas Abschließendem und Abgeschlossenem. Aber Gott läßt sich von dieser Welt nicht definieren, er bleibt ihr voraus und hält uns deshalb in einer Bewegung der Hoffnung. Genau das gibt uns Antrieb, uns nicht mit den scheinbar abschließenden Realitäten dieser Welt abzufinden. Die Hoffnung auf die zukünftige Heimat, auf das Finden der eigentlichen Identität, wird versuchen, diese Realitäten hier schon zu sprengen und zu öffnen auf das hin, was z. B. im biblischen Bild vom *Neuen Jerusalem* als Gerechtigkeit, Friede und Leben symbolhaft deutlich wird. Wenn etwas davon auch in unserer Welt, in unseren Städten sichtbar wird, dann kann auch, dann wird auch eine Stadt ein Stück weit, eine Zeitlang zur Heimat werden, weil der Mensch sich in ihr wohlfühlt, wenn sie menschlich ist und er in ihr als Mensch leben kann.

Es wird christlicher Hoffnung also nicht um die Verwirklichung irgendeines Entwurfs einer idealen Stadt gehen können. Sie wird vielmehr im Glauben daran, daß in dieser Welt der am Werk ist, der Menschen in die Mündigkeit ruft, der sie zur Gottesebenbildlichkeit bestimmt hat, sich um mehr Menschlichkeit in unseren Städten bemühen. Und dieser Glaube meint, daß Menschen gemäß dem Schöpfungsauftrag Gottes diese Welt beherrschen können und beherrschen sollen, nicht im Sinne des Zauberlehrlings, sondern so, daß wir die Mächte und Gewalten als Beauftragte eines anderen in die Hand bekommen, d. h. profan gesprochen, daß wir Technik und Wissen zur Gestaltung einer menschlicheren Welt verwenden. Entscheidend ist, wie wir mit diesen Mächten und Gewalten umgehen. Weder dürfen wir vor ihnen erschrecken und uns zurückziehen in eine verinnerlichte Religiosität, die sich mit ihren Hoffnungen ins Jenseits flüchtet, noch dürfen wir uns von den Mächten und Gewalten beherrschen lassen, sondern diese Hoffnung, die aus dem Zukünftigen lebt, muß uns für die Gegenwart so motivieren, daß wir uns in der Nachfolge JESU aufmachen, die bösen Geister auszutreiben. Denn wenn eines für diesen JESUS von Nazareth kennzeichnend war, dann das, daß er sich

im Vertrauen auf seinen Gott gegen alles gewandt hat, was den Menschen unterdrückte, was ihn in Abhängigkeiten gebracht, ihn an seiner Entfaltung zum mündigen Menschen gehindert hat. Der Ruf nach der menschlicheren Stadt ist darum für mich der Ruf nach der Beherrschung der Umwelt, der Ruf in die Freiheit und zugleich der Ruf zur Verantwortung. Und christlicher Glaube, das bedeutet in diesem Zusammenhang den Glauben, daß der Mensch die Herrschaft über die Erde haben kann und haben soll.

Demzufolge ist die Stadt von heute weder das *Himmlische Jerusalem*, noch die *große Hure Babylon*, sondern sie ist, wie es kürzlich einmal formuliert wurde, *eher der Boden, auf dem sich heute Christen bewähren können, die der Stadt Bestes suchen* und sich gedrungen fühlen, ihren Beitrag zu dem zu leisten, was GERT ALBERS als die wichtigste Frage auf dem Weg zu einer menschlicheren Stadt bezeichnet hat, nämlich zu der Frage nach der *Art und Weise, wie wir uns über Zielvorstellungen und die Möglichkeiten ihrer Verwirklichung verständigen und wie wir zu einer Über-einkunft gelangen könnten*.

Nachdem ich versucht habe, zu zeigen, was den Theologen dazu motiviert, sich um die Stadt zu kümmern, möchte ich im folgenden versuchen zu erläutern, was für mich Kennzeichen des Humanen ist.

**M e n s c h l i c h e** Stadt, das ist in jedem Fall eine Stadt, in der der Mensch ein Stück weit zu sich selbst findet, in der er sich wohl- und zuhausefühlen kann. Menschliche Städte sind demnach Städte, die für den Menschen geplant sind, Städte, deren Entwicklung nicht die Möglichkeiten der Technik und auch nicht in erster Linie die Macht des Kapitals, sondern in aller erster Linie das Wohl des Menschen bestimmt. Ihre Funktionen sind auf den Menschen bezogen, sie wollen Abwechslung und Erlebnis bieten, sie bemühen sich, die Ganzheit des Lebens eines Menschen anzusprechen und widerzuspiegeln. So wenig gerade dieses Letztere in dieser Welt völlig zu erreichen ist, so sehr müssen wir uns doch darum bemühen, wenn der Mensch hier so etwas wie Heimat finden soll. Ob nicht hieran auch der Versuch scheiterte, Städte menschlich zu gestalten, indem man die verschiedenen Funktionen konsequent zu entmischen versuchte? Wurde dabei nicht übersehen oder doch unterschätzt, wie sehr der Mensch letztlich ein unteilbares Ganzes ist, daß sich Arbeit, Wohnwelt und Freizeitwelt ebenso wie der Bereich des Verstandes und der Bereich des Erlebens und der Gefühle nicht ohne nachteilige Folgen für den Menschen ganz voneinander trennen lassen? Das nachindustrielle



*Unbehagen bedeutet hier schlicht: die unzufriedene, kritische, gestörte, geärgerte und verärgerte Existenz in und angesichts der Unwirtlichkeit unserer Städte . . . (Blick auf Leonberg.)*

Zeitalter könnte manche Chance bieten, diese Bereiche auch in den Städten wieder besser zusammenzubringen, die Funktionen – und ebenso Altes und Neues – zu verbinden. Ich weiß freilich nicht, ob wir nicht manche Chance gerade durch die Entwicklung des Grundstücksmarktes in unseren Innenstädten bereits heute unwiderruflich vertan haben.

Menschliche Stadt, Stadt als Heimat, Stadt für den Menschen, das ist ein Stück des Schöpfungsauftrags in dem Sinne des *Machet euch die Stadt zudiensten!* Dann darf freilich die Stadt nicht zum Instrument der Ausbeutung und Unterdrückung ihrer Bewohner oder bestimmter Gruppen ihrer Bewohner werden. Solche Mächte und Kräfte, die sie dazu nützen wollen oder sie dahin bringen, gilt es im Sinne des oben über JESUS von Nazareth Gesagten auszutreiben. Die bösen Geister, das sind eben jene Ursachen des Unbehagens, der Mißstände. Ich bin davon überzeugt, daß wir unsere Städte nur dann menschlicher machen können, menschlich erhalten können, wenn wir etwas wagen, wenn wir die Risiken, die ein Austreiben der bösen Geister von heute mitsichbringt, nicht scheuen. Einverstanden, wir brauchen ein neues Leitbild – für mich

liegt es in einer echten demokratischen Gesinnung – darin, daß alle in gleicher Weise möglichst viel Freiheit, möglichst viel Chancen zu freier Entfaltung bekommen, wobei diese meine Freiheit durch die Interessen meiner Mitmenschen begrenzt ist und der nötige Ausgleich in der Gesellschaft und von der Gesellschaft in demokratischer Weise zu regeln ist. Darüber werden wir uns relativ schnell einig. Aber was ist es uns wert? Was sind wir bereit einzusetzen, wenn es darum geht, dieses Leitbild in praxi zur Geltung zu bringen? Wenn es um die Frage geht, welche Wohnungen wir den Schwachen in unserer Gesellschaft, den ausländischen Arbeitnehmern etwa, anbieten. Was sind wir bereit einzusetzen, wenn es darum geht, daß der ungelernete Arbeitnehmer seinen Kindern die gleichen Chancen der Entwicklung von Verstand und Gemüt bieten sollte, wie ich sie meinen Kindern bieten kann? Aber dahinter steht die Frage an alle, ob wir das wollen und unsere Politiker dahin drängen, sie dabei unterstützen.

Vorher allerdings müssen wir uns über die Frage klar werden, was heute Menschlichkeit gefährdet und wo heute das Humane in unseren Städten in Gefahr ist. Insofern scheint mir die Frage nach dem

*Unbehagen* nicht von der Frage nach den *Chancen* der Stadt zu trennen. Die vollkommene humane Stadt wird nicht zu erreichen sein. Aber ich bin überzeugt, wir können unsere Städte dennoch so gestalten, daß man wieder Lust bekommt, in ihnen zu wohnen, daß statt totaler Anonymität und Lieblosigkeit sie ein eigenes Gesicht bekommen und zur Kommunikation einladen – wie immer wir nun Kommunikation sehen; ich meine, es käme darauf an, eine Vielfalt von Chancen zu eröffnen. Sollte es wirklich so schwer sein, Städte so zu gestalten, daß Vergangenes auch in der Gegenwart seine Funktion behält, ja offen ist in die Zukunft hinein, daß Menschen von der äußeren Gestalt, von der Atmosphäre und auch vom Leben in den Städten ermuntert werden, Freude am Leben zu gewinnen, Hoffnung für die Zukunft zu schöpfen, sich nicht in die eigenen vier Wände oder in die Abgeschiedenheit eines Dorfes, sofern es das noch gibt, zurückziehen, sondern die Chancen der Kommunikation, der Begegnung mit anderen Menschen nützen?

Eben das halte ich für *das* Wesensmerkmal des Menschlichen, daß Anonymität und Kommunikation, daß Individualität und Sozialität sich nicht wie ausschließende Gegensätze gegenüberstehen, sondern sich in einer lebendigen Wechselbeziehung befinden. Ganz gewiß braucht der Mensch von Zeit zu Zeit die Möglichkeit, sich zurückzuziehen. Ich verstehe es gut, wenn gerade junge Menschen unter der sozialen Kontrolle, die ein Dorf mit seinen Strukturen ausübt, sich nach der Anonymität der Großstadt sehnen. Zugleich aber ist der Mensch eben auch auf Transzendenz, und d. h. zunächst einmal ganz einfach auf ein Du, auf Kommunikation angelegt. Beides gehört zusammen. Möglichkeit, sich in die Anonymität zurückzuziehen, aber auch mit anderen Menschen zu kommunizieren, freilich nicht bloß unter dem Zwang vorgegebener Strukturen, sondern nach freier Wahl entsprechend den Neigungen und Fähigkeiten. Dem entspricht, daß echte Individualität sich eigentlich nur in der Gesellschaft verwirklichen kann, wenn einer nicht zum Sonderling werden will. Diese Chance, sich in einer Gemeinschaft frei zu entfalten, könnte die moderne Stadt mit ihren Angeboten der Mobilität, der Kommunikation und auch des Rückzugs in die eigenen vier Wände dem Menschen in einer Weise geben, wie keine andere Siedlungsform in heutiger Zeit.

Ob nicht gerade diese Möglichkeit eines mobilen, vielseitigen Lebens die besondere Chance ist, die uns die Stadt bietet? Dabei dürfen wir nicht übersehen, daß diese Freiheit keine schrankenlose

Freiheit sein kann, sondern daß sie stets begrenzt ist durch die Interessen des anderen, der mit mir in der gleichen Gesellschaft, neben mir in der gleichen Stadt lebt. Diese erforderliche Begrenzung der Freiheit, verbunden mit den wachsenden Möglichkeiten, Freiheit in falscher Weise zu begrenzen, macht es notwendig, Freiheit zu planen. Und das wurde wohl in der Vergangenheit zu wenig getan. Aber das erfordert vom einzelnen und von der Gesellschaft auch viel mehr Verantwortungsbewußtsein, als das in früheren Zeiten der Fall war. Eben das zeigen all die Entwicklungen, die zu den Nöten, zur Unwirtlichkeit und Unmenschlichkeit unserer Städte, zu den Mißständen geführt haben oder zu führen drohen.

Wenn es um das Wechselspiel von Anonymität und Öffentlichkeit geht, wenn es richtig ist, daß der Mensch seine Identität eben nicht einfach als Teil einer Gesellschaft, sondern als Individuum findet, das auf Kommunikation mit anderen angewiesen ist, dann wird es ganz wesentlich darauf ankommen, von welchem Menschenbild her wir sowohl das Wohnen als auch das Bild unserer Städte gestalten, um nur diese beiden noch zu nennen. Bieten Wohnungen die *ökologische Nische* und sind sie zugleich kommunikationsfreundlich, geben sie die Möglichkeit zu individueller Gestaltung? Ich frage das im Blick auf die Wohnungen, die wir den Schwachen in unserer Gesellschaft anbieten. Ebenso gehört zu den menschlichen Aspekten der Stadt das äußere Gesicht, das unverwechselbare Gesicht einer Stadt, das sie zur Heimat werden läßt, das einlädt zum Verweilen, das Anreiz und Möglichkeit zur Kommunikation zwischen Menschen gibt. Die Silhouette der früheren dörflichen und städtischen Siedlungen war meist durch die Kirche mit ihrem Turm bestimmt. Für die typischen Großsiedlungskomplexe unserer Zeit sind bezeichnend vielleicht ein weit überragender Kamin eines Fernheizwerkes oder ein paar hervorstechende Hochhäuser. Vergleicht man damit etwa das Ulmer Münster, so hat für mich da doch so etwas wie eine Verarmung eingesetzt. Nicht etwa deshalb, weil an die Stelle der alten Kirche ein modernes Gebäude getreten ist, dahinter steckt mehr als nur die Ablösung der Kirche durch die Wahrzeichen moderner Zeit. Jene Wahrzeichen früherer Zeiten waren Zeichen der Kommunikation, mit denen sich alle Bewohner der Stadt irgendwie identifizieren konnten, um dieses Wahrzeichen herum – oder auch darin – geschah Kommunikation, gemeinsame Erlebnisse waren damit verbunden. Die überragenden Hochhäuser – ich rede jetzt nur von den Hochhäusern, die die Bilder der Großstädte

gleichsam als Wahrzeichen bestimmen – sind sie nicht – vor allem in den Zentren der Städte – viel eher Zeichen einer sozialen Misere?

Das heißt nicht, daß wir wieder hohe Kirchtürme bauen müßten, im Gegenteil: so wie in früheren Zeiten die Kirchen Stätten der Kommunikation, der Begegnung waren, so sollte die Kirche heute mit heutigen Mitteln, entsprechend den heutigen Bedürfnissen vordringlich diesen Dienst weiterführen, indem sie Gelegenheiten zur Kommunikation anbietet, vor allem für diejenigen, die in unseren Städten heute noch keinen oder wenig Raum finden, Alte, Jugendliche, Kinder. Darüber hinaus muß es ihre Sache sein, sich um Randgruppen zu kümmern, um diejenigen, deren Stimme in der Stadt nicht gehört wird; es muß ihre Sache sein, den Sprachlosen zum Sprechen zu verhelfen oder stellvertretend für sie zu sprechen und so einen Dienst der Versöhnung zu tun und Gräben zu überbrücken. Nun wurde gefragt, ob man in früheren Zeiten jene Mißstände, die wir heute beklagen, hinter dem Marktplatz nicht genau so angetroffen hätte; daß die Mißstände heute offen zu Tage liegen, sei ein Problem der Demokratisierung.

## Politische Thesen für eine humane Stadt

Wer heute nach mehr Menschlichkeit in unseren Städten ruft, wer die humane Stadt verlangt, der kann breiter Zustimmung gewiß sein. Wer Menschlichkeit verlangt, hat immer von vornherein recht und kann sich in der Regel dann weitere Argumente ersparen. So stellen unsere professionellen Sonntagsredner jahraus jahrein mit allgemeiner Zustimmung am Schluß ihrer Rede den Menschen in den Mittelpunkt. Und da hat er dann – so ERHARD EPPLER – *leider inzwischen Plattfüße bekommen*. Wer die humane Stadt fordert, muß deshalb konkret gefragt werden, was er konkret will. Er muß seine *W e r t u n g e n* offenlegen, er muß die *Z i e l e* definieren, die er aus diesen Werten herleitet, und er muß die *M a ß n a h m e n* beschreiben, mit denen er die Ziele verwirklichen will.

Über diese drei Begriffe: Werte, Ziele, Maßnahmen, will ich sprechen und versuchen, noch einmal deutlich zu machen, was gestern erfreulich deutlich geworden ist, daß es keine isolierte soziologische, gestalterische, ökonomische oder technische Antwort auf die Frage nach der Stadt gibt, sondern daß überall Politik dabei ist. Es gibt ja Experten, die sich selbst in ihrer Arbeit als nicht politisch verste-

Dann wäre aber die Offenlegung dieser Mißstände heute die Chance zur Besserung, die Chance, daß heute und morgen immer mehr Menschen in unseren Städten die Möglichkeit bekommen, sich wohlzufühlen, sich zuhausezufühlen.

Es ist die Chance, die gerade in einer Demokratie in der *Ö f f e n t l i c h k e i t* liegt. Auch von dem Menschenbild her, das die Bibel zeichnet, kann ich der These, daß alle Planung in jedem Stadium öffentlich sein müsse, nur zustimmen. So wird gewährleistet, daß die Menschen entsprechend dem Schöpfungsauftrag an der Gestaltung ihrer Umwelt beteiligt werden, so wird verhindert, daß Freiheit von undurchsichtigen Zwängen eingeschränkt wird, daß Menschen zu Beherrschten werden.

Wohl wissend, daß wir eine perfekte menschliche Stadt nicht schaffen können, die alle Bedürfnisse des Menschen erfüllt, sollten wir die Möglichkeiten nutzen, Schritte, auch wenn es kleine Schritte sind, zu tun hin zu einer menschlicheren Stadt, zu einer Stadt, in der Zwänge abgebaut werden, in der weniger über den Menschen entschieden wird, die vielmehr den Menschen ermuntert, in ihr zu verweilen und sie mitzugestalten.

*Peter Conradi*

hen, als über der Politik stehend und damit rein (weil Politik schmutzig); etwa im Sinne einer Zwei-Reiche-Lehre: hier das edle und vernünftige Reich der Fachwissenschaft – und dort das niedere Reich der Politik. Politik ist aber mehr als Parteipolitik, denn wer das Zusammenleben von Menschen regelt, wer Stadt plant und baut, der macht Politik und muß sich politischen Fragestellungen so stellen, wie wir als politische Parteien, als Mandatsträger uns fachwissenschaftlichen Fragen stellen müssen.

Erstens also zu den *W e r t e n*. Politisches Denken und Handeln wird von sich ändernden Wertvorstellungen der Gesellschaft geprägt und verändert wiederum vorhandene Wertvorstellungen. Politik, die sich nicht auf einen breiten Wertkonsens der Gesellschaft stützt, muß scheitern. Politik, die darauf verzichten würde, eigene Wertvorstellungen zu entwickeln und die Wertvorstellungen der Gesellschaft zu beeinflussen und zu verändern, wäre allenfalls sterile Verwaltung des Bestehenden, wäre öder Pragmatismus. Wo sind die guten alten – von den Konservativen so oft beschworenen – Werte geblieben? Haben sie sich geändert? Aller-

dings! Unsere Wertvorstellungen sind durch die technischen und die ökonomischen und ökologischen Realitäten unserer Städte ins Wanken gekommen. Ihre Rangfolge, ihre Beziehung zueinander hat sich verschoben. Das Grundgesetz enthält Wertvorstellungen in den Grundrechten: *Menschenwürde, Gleichheit vor dem Gesetz, Schutz der Familie, Freizügigkeit, Recht auf Eigentum*. Das Grundsatzprogramm meiner Partei enthält Grundwerte, nennt Grundwerte: *Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität*. Ich will meine Behauptung von den sich ändernden Wertvorstellungen – besser von den sich ändernden Verhältnissen dieser Werte zueinander – an einigen Stadt-Beispielen belegen. **F r e i h e i t u n d E i g e n t u m**. Zwanzig Jahre lang bleibt das Verfassungsgebot der Sozialbindung des Eigentums unerfüllt, und fast niemand nimmt daran Anstoß. Auch in der Diskussion der Kirchen dominiert der Satz: *Eigentum macht frei*. Erst allmählich lernen wir, daß die hemmungslose Ausnutzung des Eigentums unsere Stadt zerstört. Und die Eigentumsdiskussion wird präziser, die Hierarchie der Werte Eigentum, Freiheit und Solidarität verändert sich. Das wird deutlich etwa, wenn man die Eigentumsdenkschrift der Evangelischen Kirche von 1962, die noch sehr stark unter der Vorstellung *Eigentum macht frei* steht, vergleicht mit den Kirchentagsvoten von 1969 oder dem Memorandum beider Kirchen zum Baubodenrecht von 1973. Daraus ein Zitat: *Je weniger die Art des Eigentums auf persönliche Arbeit und Leistung zurückgeht, je mehr die freiheitsverbürgende Funktion zurücktritt und je stärker die Nutzung den Freiheitsbereich anderer einengt und Belange der Allgemeinheit beeinträchtigt, um so mehr Spielraum läßt die Verfassung dem Gesetzgeber für die Bestimmung von Inhalt und Schranken des Eigentums*. Das ist keine isolierte Äußerung. Man könnte diese Veränderung im Gewicht der Werte Eigentum und Freiheit an Dutzenden von Beispielen und Äußerungen nicht nur aus den Kirchen belegen. Wer heute Eigentum diskutiert, diskutiert auch Freiheit, vor allem die Freiheit der Nichteigentümer. Und nun geht es darum, die Diskussion, die wir begonnen haben und die die öffentliche Meinung beeinflussend verändert hat, überzuführen in die gesetzliche Ausformung.

Aber wenn mehrfach klagend gesagt worden ist, man habe doch schon vor 10 Jahren über alle diese Dinge gesprochen, dann soll doch jeder sich einmal vergegenwärtigen, was vor 10 Jahren zur Eigentumsfrage gesagt und geschrieben worden ist, und was heute gesagt und geschrieben wird, und soll prüfen, ob sich nicht doch sehr vieles geändert hat. Freilich, noch immer zerstören Eigentümer rück-

sichtslos bewohnbare Häuser. In Heidelberg ist es unsere Landesregierung, die ein Haus unwohnbar macht, um dort ein Parkhaus zu bauen. Und wie alle anderen Eigentümer beruft sie sich auf ihr Eigentumsrecht und erklärt stolz, bei uns werde es nicht zu Hausbesetzungen wie in Frankfurt kommen.

Doch wer unter uns wirft den ersten Stein auf die jungen Menschen, die leerstehende Häuser besetzen?

Freilich kann kein verantwortlicher Politiker die Verletzung geltenden Rechtes billigen. Aber er muß fragen, wann endlich dieses obsolete Eigentumsrecht so geändert wird, daß es der Sozialbindung Rechnung trägt, so daß man es jungen Menschen als sinnvoll erklären und begründen kann.

Oder nehmen wir das Beispiel **F r e i z ü g i g k e i t** aus dem Grundrechtskatalog. Bis vor kurzem ist Mobilität ein unbestrittener Wert gewesen. Berufliche Mobilität, Wohn- und Arbeitsplatzmobilität, Wochenend- und Urlaubsmobilität. Allmählich lernen wir, daß mit der zunehmenden Mobilität Identität abnimmt, Entfremdung zunimmt. Es gibt sicher viele Gründe dafür, daß 1973 in Detroit über tausend Menschen umgebracht werden und in Frankfurt nicht etwa proportional dann über 700, sondern 20 bis 30. Sicher sind die Detroiter keine schlechteren Menschen als die Frankfurter. Ich bin sicher, einer der Gründe dafür ist die sehr viel höhere Mobilität dort, das Abnehmen sozialer Bindungen.

Niemand will das Grundrecht auf Freizügigkeit einschränken, niemand will eine immobile Gesellschaft; aber wir werden bei der Stadtplanung in Zukunft dem Wert Mobilität sicher kritischer gegenüberstehen als bisher, vor allem dann, wenn wir größere Identität der Stadt, stärkere Bindung der Stadtbewohner an ihre Stadt und verstärkte Beteiligung aller Bürger an den Entscheidungen über die Stadt anstreben. Diese Beispiele lassen sich fortführen. Die alten Werte sind nicht verschwunden, aber ihre Rangordnung, ihre Gewichte, ihre Abhängigkeiten ändern sich. Und neue Werte kommen hinzu. Etwa *Umwelt*, ein Wort, das im Godesberger Programm meiner Partei von 1958 überhaupt noch nicht vorkommt. So ist auch der Begriff *Lebensqualität* nicht eine politische Mode. Er entspricht vielmehr der Einsicht, daß unsere Wertskala sich wandelt, notgedrungenermaßen wandeln muß, und daß wir die Qualität unseres Lebens an dieser veränderten Wertskala messen, prüfen und verbessern müssen.

Zweitens zu den **Z i e l e n**. Die Ziele für die Stadt müssen konkret sein. Sie müssen erkennen lassen,



*Es gibt Grundlagen: die Topographie einer Stadt, die klimatische Lage, die Geschichte und die Traditionen, die Gewohnheiten der Leute, die sozialen Bezüge, alles, was diese Stadt erlebt hat, wie sie gewachsen ist, wie lange sie existiert, was ihre Probleme sind . . . (Weil der Stadt.)*

wer für wen Politik macht, wessen Privilegien abgebaut, wessen Rechte ausgebaut werden sollen. Wenn Demokratie mehr meint als Ankreuzen von Stimmzetteln, wenn damit Beteiligung im weitesten Sinne gemeint ist, müssen die Ziele und Prioritäten der konkurrierenden Parteien für die Stadt deutlich und vermittelbar werden.

Mir scheint, die Programme der politischen Parteien für die Stadt zeichnen sich vor allem dadurch aus, daß keinem Wähler auf die Zehen getreten wird. Da wird das Blaue, Schwarze und Rote vom Himmel herunter versprochen in der stillen Gewißheit, daß die Wahl ja nicht mit Programmen, sondern mit Personen gewonnen wird, und daß nach der Wahl dann schon keiner sich erdreisten wird, noch nach dem Programm zu fragen. Besonders verräterisch sind die Zielformulierungen. Da wimmelt es von Vokabeln wie *natürlich, organisch, ausgewogen, angemessen*. (Übrigens nicht nur bei den Politikern, auch gerade bei den Planern!) Und so gleichen sich dann die kommunalen Wahlkampfprogramme der Parteien oft bis zur Aus-

tauschbarkeit. Sicher sind alle Wahlen auch Personalwahlen, weil Politik ja schließlich von Personen gemacht wird. Aber ist die Aussageschwäche unserer Kommunalwahlprogramme nicht ein Beleg für das Demokratiedefizit in unseren Städten? Wer sich auf Personenentscheidungen verläßt, der sagt damit eben auch, daß er die Bürger für zu dumm hält, die Sachfragen zu beurteilen und mit zu entscheiden. Das ist gute alte paternalistische Honoratiorenpolitik nach dem Motto: *Wir wissen schon, was gut für euch ist!* ALFRED SCHMIDT sagt: *Allemaal werden die großen Fische es normal finden, wenn sie die kleineren verzehren*. Ob die kleineren Fische es für ebenso normal und natürlich halten, das ist eben das Problem. Manche finden es natürlich, daß ein bestimmter Großgrundbesitzer jeden Morgen ohne eigene Leistung um eine Million Mark an Bodenwertsteigerungen reicher wird, jeden Morgen! Und daran soll nichts geändert werden, es gibt keinen programmatischen Vorschlag, der das ändern will; man nennt das dann Leistungsgesellschaft. Ich halte solches Einkommen ohne jede Arbeit für un-

natürlich. Und eine zunehmende Zahl von Bürgern unseres Landes merkt, daß sie nicht mehr nur die Zeche zahlen, sondern daß sie mit dem ständigen Verweis auf die Leistungsgesellschaft geradezu verspottet werden. Die Union hält in Stuttgart ein Kongreßzentrum, ähnlich wie es meine Partei in Hamburg mit der NEUEN HEIMAT gebaut hat, für angemessen. Ich halte es für unangemessen. Ich halte es für einen Skandal, wenn der Steuerzahler das Defizit eines solchen Nobelbaus für die Selbstdarstellung einer Minderheit bezahlen muß, während andere ungleich wichtigere Einrichtungen für Alte und Schwache fehlen.

Wer Ziele setzt, muß Prioritäten setzen, und damit Posterioritäten. Lassen Sie mich also ohne jeden Anspruch auf systematische oder gar vollständige Rangfolge einige Ziele meiner Partei – oder konkreter meiner Stuttgarter Partei – nennen, denn ich bin sicher, daß die Kollegen in Hamburg oder Berlin oder Frankfurt da in manchen Punkten sehr anderer Meinung wären. Wir geben dem Ausbau, der Rehabilitation, der Verbesserung unserer Stadt den Vorrang vor der Ausweisung neuer Baugebiete. Die großen Städte dürfen nicht an ihren Rändern wachsen und im Kern verfaulen. Wir werden die Sanierungsvorhaben der großen Sanierungsträger – auch der uns nahestehenden – genauer prüfen müssen. Wo immer es die Bausubstanz erlaubt, soll Rehabilitation den Vorrang vor Abriß und Neubau haben. Es ist nur mäßig übertrieben, wenn Sanierungsbetroffene heute behaupten, die Sanierungsschäden überträfen an einigen Stellen die Schäden des Bombenkriegs. Schon das Vokabular ist finster genug: Wer denkt bei Flächenanierung nicht an Flächenbombardement?

Daß der öffentliche Personenverkehr in Verdichtungsgebieten Vorrang haben muß vor dem Individualverkehr, ist inzwischen Allgemeingut. Aber dann muß man auch weitergehen und die einseitige Massierung von Arbeits- und Wohnplätzen mit der Folge unerträglicher Monostrukturen abbauen und der Stadt verstärkte Planungsinstrumente geben, selbst wenn das auf Kosten von Eigentumsrechten geht! Solche Forderungen stoßen natürlich auf Widerstände. Die Tatsache, daß die Stadt Stuttgart mit ihrem öffentlichen Nahverkehr hinter anderen Städten weit zurück ist, hat natürlich auch etwas damit zu tun, daß unter den 50 oder 100 Leuten, die bei uns Entscheidungen fällen – nicht nur im Gemeinderat natürlich, – eine betroffene Industrie stark vertreten ist, die quer durch alle Parteien sich durchsetzt und sagt: wir wollen, daß Automobile produziert werden, und wir sind nicht so sehr da-

für, daß hier der öffentliche Nahverkehr ausgebaut wird.

Wir haben uns in harten Auseinandersetzungen dahin verständigt, daß wir eine neue Zuordnung von Wohn- und Arbeitsstätten suchen; ich meine, daß wir die Arbeitsplätze im tertiären Sektor nicht immer nur in der Innenstadt ansiedeln können und dürfen, sondern daß die sehr viel stärker auch in den äußeren Stadtgebieten angesiedelt werden müssen, und sei es nur, um den vielen Frauen, die zuverdienen oder Teilzeitarbeit leisten müssen, die Möglichkeit zu geben, in der Nähe ihrer Wohnung zu arbeiten und nicht stundenlange Fahrtzeiten zu haben. So sollte das Prinzip doch wohl eher sein: Daß der Arbeitsplatz zu den Menschen geht, als daß die Menschen zum Arbeitsplatz fahren.

Das heißt weiter, daß sich die Bodennutzung in unserer Stadt nicht wie bisher einseitig am erzielbaren Profit orientieren darf. Sie muß zuerst die Bedürfnisse der Menschen erfüllen; und erst, wenn die gesichert sind, dann sollen alle weiteren Nutzungsentscheidungen nach marktwirtschaftlichen Kriterien erfolgen. Aber eine Marktwirtschaft, die alles regelt, das heißt ja dann nichts anderes, als daß die Bedürfnisse der Menschen am Schluß kommen. Ich möchte in Stuttgart noch einmal erleben, daß ein Parkplatz zum Kinderspielplatz umgewidmet wird, ich möchte einmal erleben, daß eine alte Villa nicht an einen amerikanischen Hotelkonzern verschertelt, sondern zum Altenclub umfunktioniert wird!

Demokratisierung schließlich – also Beteiligung der Bürger an der Planung – das ist mehr als Bürgerinitiativen, die bei allen ihren Verdiensten auch negative Erscheinungen haben. Ich denke jetzt nicht wie GOPPEL oder die CSU, die darin die ersten Schritte zum Kommunismus und zur Aufweichung der freiheitlich demokratischen Grundordnung sehen. Aber oft sind diese Bürgerinitiativen eben nicht Initiativen der Unterprivilegierten, sondern harte Interessenvertretung der oberen Mittelschicht, derer, die sich organisieren und artikulieren können. Daß sich die Villenbesitzer eines Bremer oder Stuttgarter Vororts gegen ein Heim für behinderte Kinder zusammenschließen, ist ihr – wenn auch nicht ihr gutes – Recht. Wir haben jedenfalls Demokratisierung nicht so gemeint, sondern verstehen darunter, daß Methoden und Institutionen und Rechte entwickelt werden müssen, die allen Bürgern das Recht auf Information und Teilhabe an der Entscheidung sichern, die den Bürgern vom Objekt zum Subjekt die Entscheidung machen. Auch diese Beispiele für Zielsetzungen ließen sich fortführen und präzisieren, und natür-



*Nun wundern wir uns, daß diese Städte so wenig Aufforderungscharakter haben zur Kommunikation. Diese Städte müssen doch zwangsläufig zum Zuchtbeet einer politischen Gleichgültigkeit werden . . .*

lich müßten wir auch die Zielkonflikte ansprechen. Etwa den Zielkonflikt zwischen dem freistehenden Einfamilienhaus im Grünen und dem kurzen Weg zur Station der nächsten U-Bahn. Denn gerade, wenn wir wollen, daß der Bürger mitdenken und entscheiden soll, müssen diese Zielkonflikte transparent gemacht werden, muß deutlich gemacht werden, was eben unvereinbar miteinander ist. Auch das gehört zur Verantwortung einer politischen Partei: nicht Unvereinbares zu fordern und die Bürger dann frustriert zurückzulassen, sondern klipp und klar sagen, d a s geht, aber dann geht d i e s e s nicht.

Zu den M a ß n a h m e n will ich vor allem darauf hinweisen, daß es keine isolierte Stadtpolitik gibt. Alle Maßnahmen zur Realisierung städtischer Ziele stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit Landes-, Bundes-, ja mit Europapolitik. Stadtpolitik wird nicht im Rathaus alleine, sie wird im Land-

tag, im Bundestag und zunehmend auch in Brüssel und Straßburg gemacht. Wir sind zwar von der Zeitung her daran gewöhnt, Politik nach Sparten zu sortieren. Seite 1 und 2 *Internationales* und *Nationales*, Seite 4 dann *Landespolitik* und hinten ziemlich viel *Kommunales*. Den wenigsten Bürgern ist klar, daß die steuerpolitischen Entscheidungen des deutschen Bundestags, daß Verkehrspolitik, Bau- und Bodenrecht, Sozialpolitik, Zinspolitik den Rahmen für Stadtpolitik setzen. Und so hat der Landtag mit einer – nach meiner Auffassung – großstadtfeindlichen regionalen Verwaltungsreform mit einem entsprechenden Gemeindefinanzierungsverfahren oder mit der Bauordnung – ich denke etwa an die Stellplatzverordnung – oder mit seiner zersplitterten Schulpolitik unmittelbar die Stadtpolitik beeinflusst. Damit sollen Wert und Leistung kommunaler Politik sicher nicht herabgemindert werden. Vielmehr geht es darum, Vor-

würfe und Forderungen, die wir an die Stadtväter richten und die oft nur zu berechtigt sind, daraufhin zu überprüfen, ob die Stadtväter denn unter den gegebenen Bedingungen, unter dieser Steuer- oder Eigentumsordnung überhaupt jemals anders handeln konnten. Unter Umständen liegt der Schlüssel zur Lösung des Problems nicht im Rathaus, sondern im Landtag oder im Bundestag. Insofern habe ich meine Arbeit im Bundestag immer als Kommunalpolitik auf einer anderen Ebene verstanden. Daß die Bürger das bisher nicht so sehen, ist nicht zuletzt auch u n s e r Fehler.

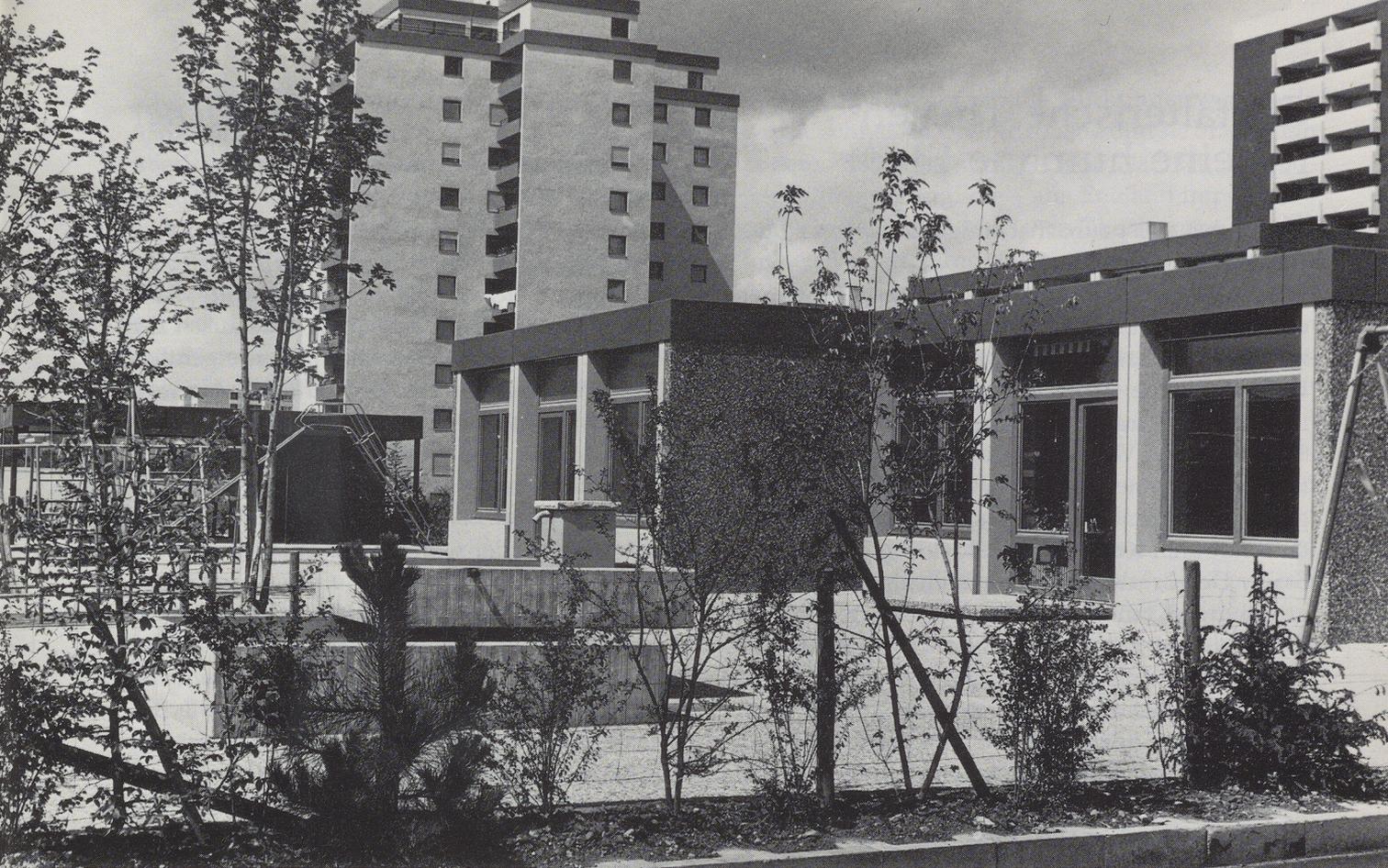
Ich will hier noch auf die Frage unseres Wissens eingehen. Wir wissen sicher zu wenig. Wir wissen zu wenig von den Bedürfnissen der Bürger. Wir wissen viel zu wenig von den Ursachen der seitherigen Entwicklung, und oft entscheiden wir, ohne die Folgen unserer Entscheidungen übersehen zu können. Stadtpolitik bedarf zukünftig vermehrter Stadtforschung. Denn Entscheidungen über Ziele und Maßnahmen sind nur sinnvoll, wenn Zusammenhänge, Voraussetzungen, Folgen und Kosten – und vor allem auch soziale Kosten! – erkennbar sind. Wissenschaftler und Planer sollen dem Bürger nicht vorschreiben, wie er zu leben hat. Und sie sollen dem Gemeinderat nicht vorschreiben, wie er zu entscheiden hat. Sie sollen vielmehr Entscheidungen vorbereiten und rationalisieren. Wir geben Milliarden dafür aus, drei Menschen auf den Mond zu transportieren; und wieviel geben wir dafür aus, jeden Morgen und Abend Millionen von Arbeitnehmern vernünftig und human zur Arbeit und nach Hause zu transportieren? Zwanzig Jahre lang hat staatliche Forschungspolitik vor allem die Aufgabe gehabt, den Unternehmern unrentierliche Kosten abzunehmen. Öffentliche und koordinierte Stadtforschung war vor LAURITZEN faktisch unbekannt, weil nicht profitabel. Es wird Jahre dauern, bis diese Versäumnisse aufgeholt worden sind, denn Forschungskapazitäten, Forschungsorganisation und Forschungsergebnisse kann man nicht über Nacht produzieren. Immerhin ist ein Anfang gemacht.

Ich habe etwas gesagt über Werte, Ziele und Maßnahmen der Stadtpolitik. Sicher wäre es auch möglich gewesen, das nach anderen Begriffen – etwa Theorie und Praxis – zu ordnen. Zum Schluß möchte ich einige Fragen skizzieren, mit denen meine politischen Freunde und ich uns beschäftigen. Vielleicht ist es manchmal wichtiger, richtig zu fragen als schnell zu antworten. Ich räume ein, daß wir selbst nur vorläufige und unfertige Antworten wissen.

Die erste Frage ist die nach der Hasen-Politik und

dem Problem-Igel. Was muß bei uns alles geschehen, bevor etwas geschieht? Welches Maß an Zerstörung, an Vergeudung muß sich aufsummieren, bevor die Öffentlichkeit ein Problem erkennt, und wie lange dauert es dann, bis der Gesetzgeber reagiert, und wieviel Zeit vergeht, bis das Gesetz endlich wirkt? Ist das die systembedingte Schwäche unserer Konkurrenzdemokratie? Oder ist es die konzeptionelle Schwäche unserer Parteien, daß es immer erst zu Krisen kommen muß, bevor gehandelt wird? Ob Autoverkehr oder Arzneimittelherstellung, Umweltvergiftung oder Energiekrise – Reform ist offenbar nur aus der Krise heraus möglich und durchsetzbar. Daß sie dann nicht eben billiger wird, ist offenkundig. Die Landwirtschaft, den Bergbau oder unsere Städte, das hätten wir alles vor 10 oder 15 Jahren um sehr viel weniger Geld sanieren können. Von den zwischenzeitlich entstandenen Schäden ganz zu schweigen. Wer garantiert uns eigentlich, wer macht uns so sicher, daß die nächste Krise uns nicht über den Kopf wächst? Der Problemdruck wächst sehr viel schneller als unsere Lösungsmöglichkeiten. Es fehlt an Geld und Wissen, an Personal und an Zeit. Und die Dynamik der Entwicklung und die Dynamik der von dieser Entwicklung ausgelösten sozialen Erschütterungen nehmen beängstigend zu. Wir laufen als Hasen-Politiker mit hängender Zunge dem Problem-Igel nach. Der Bürger freilich rührt sich erst, wenn er es am eigenen Leibe verspürt. Wenn der Bagger kommt zum Sanieren, wenn der Arbeitsplatz verlorengeht, wenn der Neckar stinkt. Dann ist der Bürger zwar leicht zu mobilisieren, aber allemal ist es zu spät. Welcher Art also müssen die Strategien zur Früherkennung sein, zur Aufklärung, zur Mobilisierung, damit rechtzeitig etwas geschieht? Soll das nur eine Partei leisten, etwa die SPD mit ihrem Langzeitprogramm? Oder sind die Parteien überhaupt nicht geeignet dazu, sollen das andere machen? Und vor allem: wie soll es geschehen?

Die zweite Frage ist die: Wie kommen wir vom Nein zum Ja? Die Mehrzahl unserer Bürgerinitiativen sind gegen etwas, nicht für etwas, die Aktionen sind defensiv. Sie zeigen, daß es mit der Graswurzeldemokratie zwischen Stadtpolitik und Bürgern nicht weit her ist. So werden wohl punktuelle Mißstände gemildert und Fehlentwicklungen gedämpft. Solche, meist kurzatmigen und perspektivearmen Bürgeraktionen sind mir zu wenig. Wie können wir die Bürger frühzeitig beteiligen, und wie können wir die Artikulation ihrer Bedürfnisse organisieren? Die Frage hängt mit der vorhergehenden Frage zusammen. Was helfen denn Aktionen gegen Maßnahmen, wenn die Bürger nicht



*Die Spielplätze draußen: Häufungen von Phantasielosigkeit nach dem Motto: Wozu der Aufwand? Aus Kindern werden ja Gott sei Dank in wenigen Jahren doch Erwachsene . . .*

schon bei der Entscheidung über die Ziele beteiligt sind?! In der Stadtplanung zeigt sich deutlicher als bei vielen andern Gebieten, wie dünn der Mantel unserer Demokratie ist, wie formalistisch und wie inhaltsleer. Die USA sind da an schmerzlichen Erfahrungen sozialer Konflikte reicher. Aber sie sind auch reicher an Modellen für deren Bewältigung. Mit Sozialpolitik, die kein vernünftiger Mensch anders verstehen kann denn als Hilfe zur Selbsthilfe, ist das nicht getan. Hier geht es vielmehr um die Frage nach konkreter Beteiligungspolitik, nach unserem Demokratieverständnis.

Letzte Frage: z e n t r a l versus d e z e n t r a l. Weil wir es mit Egoisten von einzelnen, von Gruppen, Orten und Regionen zu tun haben, brauchen wir übergeordnete Entscheidungsgremien. Der Stadtteilegoismus kann nur durch eine starke zentrale Autorität gebändigt werden; den Rhein bekommen wir nur sauber, wenn wir alle Anliegerstaaten zusammenbinden. Die zunehmende Komplexität und Verflechtung aller Entscheidungen drängt nach zunehmender Zentralisierung. Das ist die eine Seite der Medaille. Auf der anderen Seite steht die Frage nach der Demokratie: Wenn wir die Entscheidung m i t d e m

B ü r g e r fällen wollen, dann müssen wir dezentralisieren, dann muß die Entscheidung so nah wie möglich an den Bürger hin, wo er unmittelbar betroffen ist, wo er Übersicht hat, wo er unmittelbar Einfluß nehmen kann. Dieser Widerspruch zwischen funktional notwendiger Zentralisierung und demokratisch notwendiger Dezentralisierung ist nicht aufhebbar. Er wird erträglich nur, wenn es uns gelingt, die Gefahr der zunehmenden Zentralisierung – und das ist zugleich Bürokratisierung und Entfremdung – durch ein System der Ausgleichs-, Mitsprache-, ja durch Vetorechte zu bannen. Dies ist kein Problem des Westens allein. In der Sowjetunion überwiegt die zentrale bürokratische Steuerung und fehlt die demokratische Beteiligung. In Jugoslawien ringt man seit fast 20 Jahren um ein Modell, das Selbstverwaltung und Zentralsteuerung verbindet. Bei uns nimmt die Bürokratisierung zu, ohne daß die demokratische Beteiligung wächst. Für meine Partei heißt das, daß sich demokratischer Sozialismus nicht im Sozialisieren erschöpfen darf. Er muß vielmehr den Anspruch auf Souveränität des Volkes, auf verwirklichte Demokratie einlösen. Das wird ein langer Weg sein.

Ich glaube, es ist zunächst einiges zu sagen zu der Frage: *Was ist denn die Stadt?*

Zu den Behauptungen, auf die man im allgemeinen den Wahrheitsbeweis schuldig bleiben kann, gehört die Aufzählung der berühmten Schwarz-Weiß-Kontraste: Fortschritt und Rückständigkeit, Laster und Tugend, Asphalt und Heckenrose, Striptease und Volkstanz, die sich als gängige Unterscheidungsmerkmale von Stadt und Land eingebürgert haben. In diesen spiegelt sich ein jahrtausende alter Komplex der Provinz gegenüber der Stadt. Der Brudermord von Kain und die Stadtgründung können nicht voneinander getrennt werden. Und seither bezichtigt der Nomade den Seßhaften des Lasters, den Städter der Sünde. Und quer durch die Geschichte der Menschheit zieht sich ein Tugendpfad, der von den sauren Trauben gesäumt ist, die der Provinzler den Bewohnern von Sybaris, von Rom, von Babel und Paris mißgönnt. Solche atavistischen Vorurteile wirken bis in unsere Zeit hinein, in der Gartenlaubenromantik der Jahrhundertwende, in den Blut- und Boden-Idyllen des Dritten Reiches und im Bungalow-Ideal *hinaus ins Grüne* von heute.

Die politisch-wirtschaftliche und geistig-kulturelle Zentralgewalt der Stadt, in der sich fast alle Neuerungen und Umwälzungen vorbereiteten, waren von jeher der Kirche im gleichen Maße suspekt und unbequem wie dem Bürger, der viel lieber in Ruhe seinen Kohl bauen wollte. Und so umgab sich die Provinz mit Schutzschichten gegenüber den Anfechtungen der bösen Stadt und kompensierte die geringeren Entfaltungsmöglichkeiten eben mit den beschaulichen Idealen des Daseins in der Kleinstadt, den Vorzügen des natürlichen Lebens auf dem Lande: *Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.* Welche Aufgaben und Funktionen die Stadt in den verschiedenen geschichtlichen Zeitabständen aber zu erfüllen hatte, das wurde häufig übersehen und wird heute auch immer wieder übersehen. Denn – und vielleicht haben wir damit eine Teilantwort auf die Frage *Was ist die Stadt?* – ihre gesellschaftsbildenden Kräfte und ihre Bedeutung als ein ganz großes Kommunikationszentrum schuf doch überhaupt erst die Voraussetzungen, ohne die ein Zusammenleben vieler Menschen auf engem Raum überhaupt gar nicht möglich gewesen wäre.

Zwar waren sicherlich nicht die Städte allein und ausschließlich die Träger der Kultur. Wir wissen, gerade in Deutschland mit den vielen kleinen Für-

stentümern, daß sich Kultur durchaus auch außerhalb der großen Städte, der Handelsstädte oder gar der freien Reichsstädte etablieren konnte. Aber wir müssen feststellen, daß dieser Austausch der Meinungen, die geistige Umsetzung, die eigentlich erst eine Veränderung gesellschaftlicher Normen hervorrief, immer wieder die Aufgabe der Stadt war. Und weder eine abendländische Kultur, noch die Inangriffnahme der großen sozialen Probleme unserer Zeit wären ohne die Stadt überhaupt möglich gewesen – oder wären es in Zukunft. Und so glaube ich, daß von allen Gründungen der Menschheit sicherlich die Stadt eine der menschlichsten ist.

Ist sie deswegen human? Sollen wir, dürfen wir von einer humanen Stadt, einer Planung für die humane Stadt sprechen? Es ist ein fatales Wort: *Humane Stadt*, und es erscheint fast blasphemisch in einer so inhumanen Welt, in der internationaler Völkermord – in wessen Namen auch immer – zur Tagesordnung gehört, von humaner Stadt zu sprechen. Humaner Städtebau? Woher nehmen? Humane Welt? Ist *humane Welt* gleich *heile Welt*? Ich habe nichts gegen die heile Welt, gar nichts, sofern sie für alle heil ist. Aber wie ist's mit der humanen Stadt? Ich glaube, der Begriff ist doch zu sehr belastet von Zeremoniell, von Feierlichkeit am Grabe eines guten Menschen. Vielleicht sollten wir sagen, daß nur die aus dem Dialog über das Mögliche und das Wünschbare entstehende Stadt human ist, die Stadt, die sich selbst in Frage stellt. Es ist wirklich wohl die einzige Möglichkeit, *humane Stadt* zu machen, indem wir vom Nutznießer Mensch ausgehen und ihn in all seinen Schwächen in diese Stadt einzubauen versuchen. Ich glaube human sind wir allenfalls deswegen oder ist unsere Zeit allenfalls deswegen, weil wir beginnen, das Inhumane zu verstehen. Weil wir begreifen, warum in unseren neuen Städten Kinder zu Verbrechern werden können. Und weil wir verstehen lernen, warum Aggressionen auch Mangelerscheinungen sind, Mangelerscheinungen an städtischer Geborgenheit.

Es wäre ein fundamentaler Irrtum, zu glauben, daß sich etwa eine humane Welt durch gutes Design oder gute Gestaltung herstellen lasse. (Genauso wenig wie eine Atombombe etwa deswegen humaner wird, weil ein Team von berühmten Designern sie überarbeitet hat.) Zur Gestaltung bedarf es selbstverständlich politischer Anlässe, gesell-

schaftlicher Inhalte, Aufgabenstellungen. Es bedarf flankierender Maßnahmen von allen Seiten, damit überhaupt Gestaltung einen Ansatz findet.

Mich beschäftigt bei all dem die Frage, was uns nun eigentlich die Stadtbauforschung, die Wissenschaft, die Theorien, die Fülle von Überlegungen, Plänen usw. in den letzten fünfzig, hundert Jahren gebracht haben. Ich möchte gerne wissen, wie sich denn konkret die Verbesserungen auf unsere Stadt ausgewirkt haben, wie sich all die Gedanken von Planern und Architekten hier niedergeschlagen haben.

Ein kurzer Rückblick ist notwendig. Wir wissen, seit die industrielle Revolution wie eine Art von zweitem Sündenfall – wenn man die Folgen heute betrachtet – über uns hereingebrochen ist, hat sich dementsprechend auch die Zahl der Prediger vergrößert, unter denen wiederum Architekten als berufliche Weltverbesserer unter dem permanenten Überdruck ihres Sendungsbewußtseins eine ganz hervorragende Rolle spielen. Wir sehen aber, während die Wirkungen im Bereich des Bauens unsere Städte zu einer Art von Architektur-Museum gemacht haben, in dem wir unter der sachkundigen Führung irgendeines Baugeschichtlers bereits für die letzten zehn Jahre an der Stärke von Gesimsen oder an der Art von Fensterteilung fast das Entstehungsjahr eines Bauwerkes genau datieren können, sind die Auswirkungen auf den Gesamtbereich der Stadt weitaus weniger heiter. Da sie mit zunehmender Häufigkeit nämlich der gegensätzlichen Kursänderungen der Planungstheorien schließlich zu einem totalen Stillstand geführt haben, und das Feld jenen Kräften überlassen haben, die nun ungesteuert die Entwicklung der Stadt bestimmen.

Nachdem es uns zunächst einmal angesichts der Explosion unserer Großstädte am Ende des 19. Jahrhunderts weitgehend einfach die Sprache verschlagen hatte, begann man langsam, Stadtbaukunst zu betreiben und begann jenen, die bislang Planung gemacht hatten, nämlich Geometern und Ingenieuren, das Handwerk zu legen; wobei sich – das muß man vielleicht heute sagen – herausgestellt hat, daß sie es ganz so schlecht doch gar nicht gemacht haben. Man begann, Alternativen zu entwickeln. Und bald war man dann also über die übliche Blockbebauung, in der sämtliche Städte des 19. Jahrhunderts sich vergrößerten, hinweggekommen, indem man ihre Mißstände angeprangert hatte und die radikalkapitalistischen Seitentriebe mit Stumpf und Stiel ausrottete – und damit natürlich auch die Blockbebauung in der gründlichen Art, wie wir das zu tun pflegen. Eine Antiblock-

bewegung kam auf um die Jahrhundertwende; sie wurde schnell zu einer Ideologie und sie brachte ein anderes Mißverständnis hervor: Nämlich die Gartenstadtbewegung, die – aus England importiert – schon in der ersten deutschen Übersetzung zu einer totalen Verfälschung des eigentlichen Gedankens führte. Aus dem englischen *town-country*, nämlich der Stadt-Landschaft mit einem *rural belt* wurde in der deutschen Übersetzung die *Landstadt*. Und aus den Gedanken einer sich selbst versorgenden Stadt mit Industrie, Gewerbe, zentralen Funktionen eingebettet in einer grünen Landschaft – wurde die *Gartenstadt* im Sinne einer Art von vergrößerter Laubkolonie. Zur gleichen Zeit entdeckte man, daß das Ornament ein Verbrechen sei. ADOLF LOOS, der Wiener Architekt, erklärte, daß das *Tapezieren einer Gefängniszelle als Strafvverschärfung anzusehen sei*. Das Ornament wurde als Verbrechen abgestempelt, und so begann man nun überall, den Stuck herunterzuklopfen und glatte Fassaden herzustellen: So wurde *moderne Architektur* geboren. Und dazu kam in den zwanziger Jahren die Erfindung der Zeile, eine großartige Leistung wohlgemerkt, aber eben sehr einseitig. Licht, Luft und Sonne, Hygiene wurden in die Stadt gebracht. Die menschliche Gemeinschaft wurde reduziert auf eine Art von keimfreier Gesundheitsgesellschaft aus Einzelwesen, während daneben eine Reihe von Spinnern die soziale Erfüllung der Stadt in visionären Entwürfen, in Utopien zu lösen versuchten und die Erlösung des Menschen in der Stadt von morgen verhiessen. Die Architektenvereinigung CYAM forderte, zurückzukehren zu den Quellen des Funktionalismus, die reformatorische Freiheit einer *Charta von Athen* wurde geboren. Sie war gar nicht so schlecht, aber sie geriet zu schnell ins Schlepptau handfester kapitalistischer Interessen. Daneben wuchs eine Nachbarschaftsideologie, eine Ideologie, die dem vermeintlich heimatlos gewordenen Stadtbewohner zu einem neuen Gemeinschaftsgefühl helfen wollte. Und so entstanden überschaubare Einheiten am Rande der Großstädte: Siedlungen für Kleintierzüchter und andere Gruppierungen, die sich einige wenige Jahre danach überraschend gut auch für ein politisches Konzept eigneten, das auf der Kontrolle des Systems und auf dem Blockwart basierte.

Die Zerstörung kam und löste eine Serie von weiteren Zerstörungen aus; denn der Wiederaufbau war nichts anderes als eine Zerstörung mit anderen Mitteln: Es kam zu einem Stakkato von städtebaulichen Konzeptionen, die sich in immer kürzeren Phasen ablösten: Noch einmal kurz zurück zur Zeile, um die Jahre des Dritten Reiches vergessen zu

lassen und weil diese Zeile so billig zu bauen ging. Und dann ging es los: Es wurde entballt, und es wurde aufgelockert, und es wurde durchgrünt, Trabantenstädte, Satellitenstädte wuchsen aus dem Boden – kompositorischer Städtebau mit und ohne Dominante. Noch nie wurden so viele Kirchen gebaut und zu städtebaulichen Dominanten erklärt. Hochhäuser, Punkthäuser, Teppichhäuser standen jeweils für bestimmte städtebauliche Konfessionen.

Aber etwas Entscheidendes passierte in dieser ganzen Zeit: Die Häuser kehrten nämlich der Straße den Rücken. Sie wollten mit ihr nichts mehr zu tun haben. Die Straße hatte nur noch eine Bewegungsfunktion für Andienung, Entsorgung, für Verkehr. Und mit dem Verzicht auf die Ordnungslinie der Straße, die ich für die entscheidendste Veränderung in der städtebaulichen Entwicklung halte, mit dem Verzicht auf diese Ordnungslinie verloren die Städte ihre Struktur. Wertvorstellungen gingen verloren, weil keine neuen Werte mehr vorgestellt wurden. Neubauquartiere verloren jegliche gestalterische Idee. Es fällt einem doch wirklich schwer zu definieren, was denn nun eigentlich die Idee, die räumliche, die gestalterische Idee sei einer *Neuen Vahr*, einer *Wanne*, von *Perlach* oder des *Fasanenhofs* – und wie sie alle heißen. Wo überall die Gebäude in der Landschaft herumstehen wie die abgestellten Koffer auf dem Bahnhof.

In den fünfziger Jahren schlug die Stunde der Utopie, man begann sich auf das zweite Jahrtausend vorzubereiten. Futurologen sahen, wie sich die Menschheit gegenseitig tottreten würde; und Architekten und Planer reagierten. Sie erfanden in unendlichem Fleiß ingeniose sphärische Kuppeln, Städte über dem Wasser, unter dem Wasser, Trichterstädte, variable Raumgitter. Sie extrapolierten die Trends und versuchten sie in Technik zu übersetzen: Alles phantastische Ideen, alles Beiträge für das Jahr 2000 und alles Beiträge zum totalitären Staat. Pragmatiker erfanden die autogerechte Stadt und paßten alles der kommenden Verkehrslawine an. Die grünen Witwen wurden wieder kaserniert, indem man anfang zu konzentrieren und zu verdichten.

Und nun kam ein zweites einschneidendes Erlebnis: Die Baunutzungsordnung wurde erfunden, die nun zunächst einmal das Bauen justitiabel machte. Man hatte damals eine bauliche Nutzung von *zwei* als höchste Nutzung ausgewiesen, was einen Sturm der Empörung bei allen Fachleuten auslöste. Und während man noch kurz zuvor den Schlager hörte *Ein Häuschen mit Garten*, sangen die jungen Leute jetzt *down town*, und Urbanität überfiel die

Stadt. Überall – innen und außen – wurden Zentren gebaut, jede Bruchbude avancierte zum Zentrum: Der Drug Store, der Möbelladen. Der kleinste Gemüseladen hieß auf einmal Supermarkt, und draußen auf der freien Wiese am Rande der Stadt entstand das Einkaufszentrum.

Es folgte die soziale Stadt, die sich so recht nie ausdrücken konnte; es folgten spätpositivistische wissenschaftliche Methodologien, instrumentelle, operationelle Planungen, Wegwerfarchitektur, Stadt auf Zeit, Aufgabe der Stadt – und nachdem endlich die Moderne auf der ganzen Linie hoffnungslos gesiegt hatte: Die Flucht nach vorn, die Verweigerung von Architektur durch unsere außerparlamentarische Linke. Und nun steht der Rückzug auf die bewiesenen Werte des Historismus ins Haus, wir treffen uns mit den Konservativen. Da sind die Jusos, da sind die Fortschrittlichen, die jetzt die Häuser in den westlichen Stadtteilen besetzen und für deren Erhaltung plädieren. Und wir treffen uns mit den besten Konservierern, die wir haben. Die Verlegenheit ist groß.

Die Verlegenheit der Pragmatiker drückt sich aus in neuen städtebaulichen Modellen nach wie vor, in den beliebten geknickten Wohnbändern zick-zack, rauf und runter. Und endlich sind wir aber auch wieder dort, wo wir schon einmal angefangen haben, vor 9000 Jahren nämlich, bei der Blockbebauung als Urform städtischer Organisation. Sie wird wiederentdeckt – und das viel zu schnell. Schon in der zweiten Phase der Wiederentdeckung wird sie bereits durch wichtigtueriesche Deformation – siehe Perlach, Karlsruhe («Dörfle»-Sanierung) – um all ihre positiven Eigenschaften gebracht. Und das wird so rasch gehen, daß auch bald die Blockbebauung wieder in der Rumpelkammer der Stadtplaner verschwindet, bis der nächste kommt und ein neues Kaninchen aus dem Zylinder zaubert. Was haben wir getan? Ich glaube, in einer maßlosen Selbstüberschätzung haben Städtebau und Stadtplanung immer wieder alte Strukturen zerschlagen. In den vielen Programmen und Manifesten, die immer wieder mit Leidenschaftlichkeit verfochten wurden, kam eigentlich eines dabei nicht zum Ausdruck: Nämlich, daß es in jeder Gegenwart vielfältige Möglichkeiten gibt, die Zukunft zu bauen oder zu verbauen, die Stadt zu planen oder zu verplanen. Und mit den meisten unserer Städtebaulogik ist eben doch für die Verwirklichung der Stadt von morgen als Aufgabe von heute sehr wenig zu gewinnen. Ich möchte sogar behaupten, daß sehr viele dieser Ideologien in ihrer Ausschließlichkeit ein Maßstab für unsere Ignoranz gegenüber den jeweiligen realisierbaren Möglichkeiten der



*Die meist mehr oder weniger gedanken- und phantasielosen Anhäufungen von hohen Punkt- und Scheibenhäusern, von nebeneinandergeschobenen Bungalows und langweiliger Zeilenwiederholung bieten selten viel mehr als die eigenen vier Wände. . .*

Zeit sind; und wir müssen auch feststellen, daß diese Theorien Bestand haben, ohne daß sie eigentlich je erprobt zu werden brauchten, ohne daß sie je wirklich realisiert wurden.

Die gefährliche Neigung des Architekten – und die Stadtplanung ist noch immer eine Disziplin der Architektur –, Ideologien zu verfallen, ist immer eines unserer Hauptprobleme gewesen. Und beim Stadtplaner verschärft sich dieses Problem, da er ja nur selten die Erfolgskontrolle über die Richtigkeit seiner Annahme hat – im Gegensatz zum Gebäude-Architekten, der durch eine schnellere Realisierbarkeit auch rascher Kurskorrekturen vornehmen kann. Das führte natürlich dazu, daß die stadtplanerische Diskussion vorrangig in die Verbalisierung rückte, und daß schließlich das Instrumentarium und die Methodik wichtiger wurden als das Ziel. Indessen sind die Folgen eben gerade deswegen problematisch, weil ja bestenfalls immer nur ein Teilstück einer Ideologie realisiert wird und durch den häufigen Wechsel der Planungsziele immer nur punktuelle Ansätze deutlich geworden sind und meistens nicht einmal im Gesamten ihren praktischen Niederschlag gefunden

haben, sondern eher als ein heiß umkämpftes, aber unwirksames Modell existent sind. Zum Glück – so möchte man heute sagen – für die Städte, die die Widerstandskraft hatten, sich den jeweiligen Planungsideologien zu widersetzen, oder zum Glück für jene Städte, die zu wenig Geld hatten, diese zu realisieren. So sind zum Beispiel alle Städte außerordentlich gut dran, die eine sogenannte großzügige Verkehrslösung in der Phase der *autogerechten Stadt* nicht durchzusetzen vermochten und damit dem Individualverkehr eben nicht gerecht werden konnten. Sie mußten ihn zwangsläufig draußen lassen, sie mußten ihn zwangsläufig – wenn sie konnten – ersetzen durch den öffentlichen Verkehr. Und sie kamen damit dem Stadtgedanken mit einer engen Verflechtung der Verkehrssysteme viel, viel näher als die sogenannte verkehrsgerechte Stadt, in der der Substanzverlust am Ende so groß war, daß sie die ganze Urbanität eingebüßt hatte.

Nun, nachdem es seit langem die Presse als Vertreter der öffentlichen Meinung gibt, Fernsehen, Funk sich der Probleme der Öffentlichkeit sowie auch der Probleme gerade von Minderheiten angenommen haben und es seit Jahren schon Bürgerinitiativen

gibt, ist man nun glücklicherweise soweit, dem Bürger auch eine Mitbestimmung zuzubilligen, die der Planer als erstes wieder mit dem interessanten Wort Partizipationsprozeß zum Geheimcode umfunktioniert. Man höre: Ein angestammtes bürgerchaftliches Recht, das schon deswegen immer mehr in Anwendung gebracht werden muß, weil nämlich die zunehmende Skepsis auftaucht, ob denn die politischen Parteien noch in der Lage sind, die oft kontroversen Interessen der Bürgerschaft, die sich häufig eben in nicht parteipolitische Dogmen übersetzen lassen, wahrzunehmen –, dieses Recht soll auf einmal wie eine Gnade abgegeben werden an den, der es von jeher zu beanspruchen hatte, an den Bürger. Man spricht von Transparenz, ohne zu wissen, daß damit eigentlich die vorgelegte Planung aber noch längst nicht qualifiziert ist. Man spricht von methodischem Nachweis und Planungsstrategien – und oft wird das Produkt einem sozialen Plan mehr gerecht durch Reden, die oft schwer verständlich sind, als durch das Eingehen auf die Wünsche von Betroffenen. Im Gegenteil: Partizipation wird – wir erleben es täglich – von den Vertretern einer neuen Befehlsgewalt omnipotenter Planer als Alibi gebraucht oder mißbraucht.

Entscheidender scheint mir aber die Frage, ob denn eigentlich die Vertreter von Politik und Planung überhaupt bereit und in der Lage sind, auf Wünsche des Publikums zu reagieren. Und darin habe ich meine Zweifel. Denn abgesehen von ganz konkreten Planungsproblemen gibt es doch seit Jahren eine ganze Fülle von Äußerungen über die Stadt. Wir hören sie seit Jahren aus allen Schichten der Bevölkerung – auch ohne Bürgerinitiative, ohne Partizipation. Aber haben wir denn Watte in den Ohren gehabt? Wir haben solche Äußerungen des Mißmutes einfach nicht zur Kenntnis genommen, obwohl sie bald auch unterstützt wurden aus der Reihe der Wissenschaftler verschiedener Disziplinen – an erster Stelle der meistzitierte, der nie fehlen darf, ALEXANDER MITSCHERLICH. Beim Durchblättern seines Buches über die *Anstiftung zum Unfrieden* habe ich nun Adjektive gesammelt, und zwar jene, die am häufigsten auftauchen, und die dort in einer sehr verständlichen Sprache das umschreiben, was offenbar eine stimmlose Mehrheit fühlt. Nur ein paar davon: *Unwirtlich, unwohnlich, ungemütlich, gesichtslos, amorph, farblos, monoton, planlos, häßlich, aggressiv, gestaltlos, niederdrückend, unbehaglich, lieblos, unangenehm, deprimierend, abgestumpft, gleichgültig, zufällig, unsympathisch*. Nun, das sind die Worte, mit denen der Bürger sein Unbehagen äußert. Sind diese Worte so unverständlich? Wenn ich recht orientiert bin, sind es Begriffe,

die sehr viel mit den Kategorien der Gestaltphysiologie und der Gestaltpsychologie und der Ästhetik zu tun haben. Einfacher ausgedrückt: *Hübsch häßlich habt ihr's hier*. Das ist's doch!

Gerade hier reagieren aber Planer sehr zurückhaltend. Zwar sind seit KEWIN LYNCH die Fragen der Stadtgestalt wieder in die Diskussion gekommen und neuerdings gilt es schon geradezu als chic, Stadtgestalt zu betreiben als eine Art von Wissenschaft. Aber man hat Todesangst, die Dinge beim Namen zu nennen. Angst, man würde einer überhöhten Stadtbaukunst oder der Idee einer Stadt als Gesamtkunstwerk das Wort reden, wenn man von einer Verbesserung der Gestaltung spricht. Beides ist absurd. Denn weder würde die Stadt als Gesamtkunstwerk, die sich ja einer ordnenden Zentralmacht unterwerfen müßte, unseren Rechten auf Selbstbestimmung entsprechen, noch würde diese Stadt als Gesamtkunstwerk etwa unserer pluralistischen Gesellschaft entsprechen. Umgekehrt kann man jene Fachleute nicht ernst nehmen, die sich so sehr bemühen, die Erfüllung dieser vitalen Bedürfnisse nach Gestaltqualität, wie sie sich in allem Unbehagen permanent ausdrücken, einfach in den Bereich einer selbstgefälligen und verabsolutierten Ästhetik zu rücken, wie das bequemerweise immer wieder geschieht. Wer so konsequent versucht, Städtebau und Architektur als kreative Raumorganisation permanent als konservative Ideologie und Romantik zu denunzieren oder auch auf Design, auf Verschönerung zu reduzieren, der läuft Gefahr, seine eigene Ignoranz in diesen Fragen deutlicher darzustellen, als es nötig wäre. Die Gründe für dieses Fehlverhalten sollen hier nicht untersucht werden. Aber THEODOR FISCHER, jener Städtebauer und Architekt, der um die Jahrhundertwende in Stuttgart und München gewirkt und gelehrt hat, hat eine Formel dafür gefunden, die erstaunlich aktuell klingt: *Ein natürliches Empfinden für die Bedürfnisse der Menschen wird gerade bei den sogenannten Fachleuten am meisten vermißt, da es durch zu großen Aufwand an Schulbildung und durch geistigen Hochmut abgetötet wurde*. Die APO hat dafür ein besseres Wort gefunden: Sie spricht von *Fachidioten*.

Und in der Tat hat auch die unglückselige und verwaschene Berufsbezeichnung *Planer* dazu geführt, daß viele diese Vokabel permanent wörtlich nehmen, nämlich zweidimensional – eben *plan* – und daß sie nie daran denken, daß Städtebau und Stadt dreidimensionale Veranschaulichung von gesellschaftlichen Verhaltensweisen und Bedürfnissen sind. So wurden aus Architekten Grundstücksingenieure.

Nun geht es aber darum, zu untersuchen, ob wir



*Städtebaulicher Widersinn in Potenz: wie Knoten an einer Schnur sind die Siedlungsschwerpunkte aufgereiht . . .*  
(Darmstadt-Kranichstein.)

irgendwo für Gestaltung, für gestalterische Qualität, überhaupt einen Anlaß haben, einen Ansatz. Ob sie überhaupt gewünscht, gebraucht wird! Wozu denn?

Gehen wir einmal davon aus, es sei die Aufgabe der Architektur, Raum zu schaffen, weiter nichts. Nur Raum herzustellen für verschiedene Handlungen und Tätigkeiten der Menschen. Diesen Raum herzustellen und zu gestalten; Architektur wäre dann eine Art von Raumgestaltung. Dann müssen wir einmal fragen, wo haben wir denn Grundlagen, theoretische Grundlagen? Was bedeuten deren Begriffe?

Zum Beispiel: *Orientierung*. Das heißt doch: Seinen Weg finden, einen Ort wiederfinden. Und das ist – so primitiv es klingt – für jedes Lebewesen eine Frage von höchster existentieller Bedeutung. Die Entwicklung eines Kindes ist aufs Engste verknüpft mit dem Aufbau einer Raumvorstellung, die ihm eine Orientierung innerhalb eines Raumsystems – eines Bezugssystems von erlebbaren Orten – ermöglicht. Und in diesem Zusammenhang spielen Wege, Orte, Bereiche, Feldsysteme von Orten eine ganz entscheidende Rolle. Dabei gehört die Polarität von Innen- und Außenräumen zu den funda-

mentaligen Eigenschaften solcher Systeme. Man dringt vom Innenraum in den Außenraum und man zieht sich wieder aus dem Außenraum zurück. Wie sieht es heute aus mit diesem Innen- und Außenraum?

Es ist verrückt: Vier Zentimeter Holz, eine Sperrholztüre, steht wie ein Fallbeil zwischen dem Innen des Hauses und dem Außen der Stadt. Wenn man sich früher in einer Straße noch innen fühlte, während sie der Bereich der öffentlichen Meinungsbildung, der Kommunikation war, ist sie heute völlig anderen Funktionen geopfert, und das menschliche Leben hat sich hinter diese vier Zentimeter Sperrholztüre zurückgezogen. Hinter diesen vier Zentimetern, da ist was los! Ein Heer von Spezialisten, von Innendekorateuren, von Tapetenblumendesignern, von Stoffdesignern, von Möbelspezialisten, wirkt hier zur Verschönerung, um das Heim noch schöner zu machen. Wir haben zwanzig, dreißig Berufe, die sich um dieses schöne Heim, um das Innen, um die Wohnung kümmern. Und draußen? Steppe –. In diesem öffentlichen Raum kümmert sich kein Mensch um dessen Gestaltung. Vielleicht nur deswegen, weil diese Marktlücke noch nicht entdeckt worden ist.

Die Erkennbarkeit von Weg und Ort, die Orientierung und Raumvorstellung zum Zwecke des Sich-zurechtfindens setzt jedoch auch eine gewisse Stabilität der visuellen Umwelt voraus. Wir wissen, daß der Austausch von Zeichen für die Wiedererkennbarkeit eine Verunsicherung zur Folge hat. Tiere, die ihren Stall nicht finden können, reagieren gereizt und aggressiv. Und manch einer kann sich vielleicht noch an das Gefühl erinnern, das man als Kind hatte, wenn man sich einmal verirrt hatte: Panik, wenn man nicht mehr nach Hause fand – und wenn es auch nur ein kurzes Versehen, ein kurzer Irrtum war. Die Psychologen weisen auf die zunehmende Verhaltensunsicherheit bei einer häufigen Veränderung der Umwelt. Sie haben hingewiesen auf die psychischen Störfolgen bei ständigen Veränderungen der räumlichen Strukturen. Philosophen, Verhaltensforscher usw. betonen, welche enorme Bedeutung die Stabilität einer visuellen Umwelt und die Ortsbeziehung für den Menschen haben. Und nun frage ich: Kann man eine menschliche Stadt bauen, eine Stadt, die zur Heimat werden soll, eine Stadt, die eine Wohnung der Menschen ist, indem man ständig die Wände abreißt oder indem man ständig die Türen verändert und jeden Tag die Möbel umstellt? Kann eine solche Stadt zur Heimat werden? Wir müssen sehen, daß wir heute bereits Generationen haben, die nur noch solche Städte kennen, die in solchen Städten des ständigen Umbaus – der *Mobilität*, heißt es dann so schön – aufwachsen, in denen die räumliche Struktur ihrer Umwelt ständig verändert wird. Heute ist hinreichend geklärt, welche Bedeutung der Raum als soziales Grundelement unserer Umwelt hat: Der private und öffentliche Architektur- oder Stadtraum hat seine Entsprechung in der sozialen Struktur des menschlichen Existenzraums oder umgekehrt. Und das ist der Grund, weshalb der Außenraum, von dem wir hier sprechen, der städtische Freiraum, einer entsprechenden Strukturierung bedarf: Damit nämlich überhaupt soziale Interaktion und Kommunikation stattfinden kann. Die Organisation von privatem Raum und öffentlichem Raum sowie die Definition der Durchdringungsbereiche und die Durchstrukturierung der Bereiche Straße und Platz, wie sie zum Beispiel in alten Städten in der ganz klaren Trennung zwischen Wohnung und Vorplatz (privater Raum) hier und Straße (öffentlicher Raum) dort stattfand, ist damit eines der wesentlichsten Elemente städtebaulicher Gestaltung. Und dies geschieht gewiß nicht durch *P r o g r a m m i e r u n g* des öffentlichen Bereiches, sondern durch dessen *S t r u k t u r i e r u n g*: Damit wird ganz deutlich

die Stadtgestalt zu einer sozialen und zu einer kommunalen Aufgabe – weit weg von einer nur auf sich selbst bezogenen esoterischen Ästhetik; und eben hier liegt für mich auch der Auftrag und die Verantwortlichkeit des Architekten in Städtebau und Architektur: Nämlich über die zweckorientierten Verhältnisse hinaus die psychischen und physisch bedingten räumlichen und sozialen Bedürfnisse des Menschen ernst zu nehmen und zu befriedigen.

Allerdings wirft dies eine Frage auf: *Wer legt denn nun diese Strukturen fest?* Diejenigen, die vorrangig Stadtplanung machen, sagen: *Die Architekten sind's.* Die Architekten sagen: *Die Stadtplaner sind's.* Wenn wir davon ausgehen, daß der öffentliche Raum, den wir zur Stadtgestaltung heranziehen, der *F r e i r a u m* ist, wodurch entsteht er? Durch die Dualität von Körper und Raum. Raum entsteht eben durch Körper. Und der *ö f f e n t l i c h e* Raum wird gebildet vorrangig durch *p r i v a t e* Bauten. Die Häuser sind es halt einmal, die die Straße machen! Indem der Architekt nämlich ein Innen baut, baut er auch ein Außen. Und dementsprechend sieht es aus! Denn so hat er's ja gelernt: *Von innen nach außen bauen.* Das ist eine unbestrittene akademische Lehrmeinung seit nunmehr rund 50 Jahren. Und wir sehen die Folgen in dem zunehmenden Individualisierungsprozeß – man ist immer mehr ausschließlich auf die eigenen Interessen ausgerichtet – und in dem wachsenden Desinteresse an dem Außenraum als Besitz der Öffentlichkeit.

Diese Aufgabe der Gestaltung des öffentlichen Raumes wurde schon längst stillschweigend der öffentlichen Hand überlassen, die dieser Aufgabe allerdings nur noch durch ihre paar Repräsentationsbauten recht und schlecht nachkam mit Rathaus, Museum, Schule, Bibliothek, im übrigen aber der Öffentlichkeit die Erfüllung des vitalen Anspruchs auf gestalteten Freiraum verweigerte. Unseren Städten fehlen die Freiräume, die gestalteten Freiräume; denn das, was wir haben in *Fasanenhof*, *Neuer Vahr*, *Wanne* usw., das sind doch nur Restflächen, so wie sie sich halt bei maximaler Ausnutzung und Einhaltung aller baurechtlichen Vorschriften ergaben! Das sind doch keine geplanten Räume, keine gewollten, keine in ihrem Bezug auf den Menschen hin ausgeformten Räume!

Es fehlen uns Räume, die auch den Bedürfnissen der einzelnen, der Gruppe oder der Gesamtheit der Bürger zukommen. Statt dessen leben wir in einem solchen Chaos von Zufallsräumen, die eben ihre Existenz Gedankenlosigkeit, Unkenntnis, Fahrlässigkeit oder aber einer Existenz von Baugesetzen verdanken, die nie auf ein gestalterisches Ergebnis,



*Die sogenannte aufgelockerte Bauweise dieser sogenannten Trabantenstädte ist nichts anderes als die verzierte, garnierte, ein wenig modisch geputzte Wiederholung der faden Langeweile, wie sie die Citys beherrscht. . .*

sondern auf die Justitiabilität der Architektur ausgerichtet waren. Und nun wundern wir uns, daß diese Städte so wenig Aufforderungscharakter haben zur Kommunikation. Nun wundern wir uns, daß die Menschen lieber zu Hause bleiben und sich dem Rauschgift eines subventionierten Fernsehkonsums hingeben oder der Bequemlichkeit in immer teurer und immer komfortabler werdenden Wohnungen. Diese Städte müssen doch zwangsläufig zum Zuchtbeet einer politischen Gleichgültigkeit werden! Die schönere Wohnung – die häßlichere Stadt. Zuviel Privatheit – zuwenig Öffentlichkeit. Ich glaube, dort sind die Grenzen der humanen Stadt, wo man Privatheit auf Kosten der Öffentlichkeit steigert und immer mehr fördert, wo das Interesse des Bürgers für seine Mitbürger und für die Stadt im Wohnkomfort erstickt. Wir sehen es doch an Einzelgruppen, an den Gastarbeitern, die doch heute die einzigen sind, die am Wochenende unsere Stadt beleben. Da sehen wir die Relativität, daß für sie die Häßlichkeit der Stadt noch immer schöner ist als die Häßlichkeit oder Schönheit der eigenen Wohnung. Die häßliche Stadt ist für sie schöner als ihre Wohnung.

Der Privatbereich ist Privatsache, aber der öffentliche Bereich ist doch wohl eine res publica. Und Straße und Platz sind öffentliches Eigentum. Haben sich eigentlich Politiker und Stadtplaner über diese Tatsache schon einmal genügend Gedanken gemacht? Da heißt es doch im Grundgesetz, Artikel 14.2, daß *Eigentum verpflichtet* und zugleich *dem Wohle der Allgemeinheit dienen* soll. Wer ist Eigentümer des öffentlichen Raumes? Die öffentliche Hand als Treuhänder der Bürger, so denke ich doch. Dient nun dieses kommunale Eigentum tatsächlich der Allgemeinheit? Und wenn nicht, ja wie würde es – um etwas ganz Absurdes zu sagen – wie würde es denn dann mit der Anwendung des Artikels 14.3 aussehen, wonach ja die Enteignung *zum Wohle der Allgemeinheit* vorgesehen ist? Und ich frage: darf angesichts der Tatsache, daß privater Raum und öffentlicher Raum durch Fassade und Straße einander bedingen, d. h. untrennbar miteinander verflochten sind, darf der private Bauherr die Aufgabe, öffentlichen Raum mitzugestalten – indem er nämlich das Privileg zu bauen hat – darf er diese Aufgabe einfach negieren? Jeder der baut trägt Verantwortung gegenüber der Öffentlichkeit.

Wir fordern mehr Achtung und Betonung dieses öffentlichen Raumes und dieser öffentlichen Interessen. Wie's darinnen aussieht, das mag Privatsache sein. Aber wer an einem Teil der Stadt baut, hat sich seiner Verpflichtung bewußt zu werden. Man sagt, das koste mehr Geld; das muß nicht sein. Wenn eine städtebauliche Konzeption vorhanden ist, dann muß es möglich sein, diese Konzeption *a u c h a r m* zu verwirklichen. Es gibt zahllose Beispiele auf der ganzen Welt, die uns das zeigen. Der herrlichste Platz in Italien, der Marktplatz von Siena, ist mit ärmlichen Bauten umstellt, aber er hat eine einmalige, grandiose städtebauliche Konzeption. Es muß nicht sein, daß Schönheit und bessere Gestalt mehr Geld kosten. Aber wenn schon, dann würde ich fragen: wo anders als in den Normen der Rentabilität steht denn eigentlich geschrieben, daß nichts für Schönheit vergeudet werden dürfe, wo anders als in den Normen der Rentabilität?

In der Gleichgültigkeit gegenüber dem öffentlichen Raum drückt sich natürlich auch unsere gesellschaftliche Struktur aus. Es drückt sich dort ein leider schrankenloser Individualismus und leider auch ein schrankenloser Liberalismus aus. Wir selbst, unsere Altersgruppe unter den engagierten Architekten, die wir vor zehn Jahren, vor zwölf Jahren gegen die Baurechtsämter losgingen, gegen die Gestaltungsparagraphen, die der Kommune und den Ämtern das Recht gaben, über Gestaltung ein Wort mitzureden, wir selbst müssen erkennen, daß wir wohl die falsche Sau geschlachtet haben. Und angesichts dieser Frage müssen wir heute einsehen, daß es darum geht, Hierarchien zu schaffen, Wertordnungen für die Gestaltung des öffentlichen Raumes. Und das führt uns wieder dahin zurück, daß nur Stadtplaner sein kann, wer ein sehr guter Architekt ist. Es führt uns dorthin zurück, daß Stadtplanung und Architektur aufs engste miteinander verbunden sind.

Wir sollten aufhören, die Stadt jeder Veränderung sofort anpassen zu wollen. Wenn wir die unwahrscheinliche Anpassungsfähigkeit alter Baustrukturen betrachten, wenn wir ansehen, was denn solche Bauten, die nie für eine bestimmte utilitäre Funktion gebaut worden sind, alles leisten! Die Leistungsfähigkeit und Anpassungsfähigkeit alter Baustrukturen ist immens – verglichen mit den auf raschen Verschleiß angelegten zusammenbetonierten *funktionsgerechten* Gebäuden, wie sie unsere Architektur heute zustandebringt.

Wir müssen aufhören, endgültig aufhören mit der Erfindung ständig neuer Planungsideologien, ständig neuer Selbstmordprogramme, mit denen wir uns nur zum Handlanger einer schöpferischen

Zerstörung der Stadt machen. Was wir brauchen, sind formulierte Leitvorstellungen, die wir *langfristig* verwirklichen müssen und *festschreiben* und *nicht fort-schreiben*. Nicht jeden Montagmorgen eine neue Stadt, eine neue Architektur! Baut doch die eine, die ihr woltet!

Und wie sieht sie aus? Woran orientiert sie sich? Es gibt Grundlagen: Die Topographie einer Stadt, die klimatische Lage, die Geschichte und die Traditionen, die Gewohnheiten der Leute, die sozialen Bezüge, alles, was diese Stadt erlebt hat, wie sie gewachsen ist, wie lange sie existiert, was ihre Probleme sind. Wie die Stadt den einzelnen an sich bindet, was diese Stadt zur Heimat macht, mit der man sich identifiziert. *Das* wären für mich die Grundlagen für eine Gestaltung der Stadt, die Grundlagen für eine Planung als *Grundgesetz der Stadt*.

Lassen sie mich zum Schluß den Versuch machen, einige Punkte zu formulieren, die wir vielleicht als Thesen zur Gestaltung einer humanen Stadt ansprechen könnten. Wir können festhalten, daß die Gestaltung der Umwelt einem existentiellen Grundbedürfnis des Menschen entspricht. Es beinhaltet Orientierung, Identität, Vertrautheit, Heimat. Die Beurteilung von Städten geschieht primär an Bauwerken, nach optischen Eindrücken und Werten. Gestaltung ist nicht Design, sie ist nicht Kosmetik, sie ist ein komplexer Begriff, ein bewußter Prozeß. Gestalt ist Verkörperung einer Idee, sie ist mehr als Form. Gestalt ist Inhalt, Wesen, Sinn, Idee, Bild, bewußter Ausdruck, Absicht, Anspruch. Gestalterische Konzeptionen sind nur in der Realität existent, d. h. sie müssen realisiert werden, langfristig festgeschrieben, gebaut werden. Gestalt bedarf der Festlegung, sonst ist es nicht Gestalt, sondern Ungestalt. Sie kann nicht entstehen, wo ständig Veränderung passiert. Das bedeutet, die Hüllen müssen langfristig festgelegt und so angelegt werden, daß unter Umständen die Inhalte ausgetauscht werden können. Gestaltung der Stadt beginnt bei der Wahl von Standorten in der Landschaft, beginnt bei der Auseinandersetzung zwischen Gebautem und Landschaft. Gestaltung drückt sich aus bereits im Flächennutzungsplan und im Generalverkehrsplan. Es ist nur ein Grundstücksingenieur aber kein Planer, wer nicht versteht, daß jeder Strich eine räumliche und nicht nur eine politische oder rechtliche Entscheidung darstellt. Organisation von privatem und öffentlichem Raum, Strukturierung öffentlicher Bereiche für vielfältige Nutzungen, Definition der Durchdringungsbereiche nannte ich als die we-



*Man möchte weiter draußen wohnen, eine «bessere Adresse haben» – und bedenkt gar nicht, daß man das alles mit noch größerer Belastung bezahlen muß . . . (Hirschlanden.)*

sentlichen Elemente städtebaulicher Gestaltung. Straße, Platz, Freiraum sind die Bereiche, in denen diese Gestalt sichtbar wird. Für die Gestalt dieser öffentlichen Bereiche sind die Behörden, ist die Stadt als Treuhänderin zuständig. Der Einzelbau ist Bestandteil des Ganzen, und auch hier liegt die Verantwortung des Architekten und des Bauherrn, aber der Architekt kann nicht mit all seinen Qualitäten, die in seinen Gebäuden stecken, eine fehlende räumliche Konzeption der Stadt ersetzen. Denn die Stadt ist eben nicht nur Ansammlung von elitärer Architektur. Baurecht und Gesetz sind auf Bauwerke ausgerichtet und versuchen, Architektur justitiabel zu machen und zu quantifizieren. Der öffentliche Raum ist ausgespart in den Baugesetzen und Baunutzungsverordnungen: Sie beziehen sich auf die Gebäude, aber nicht auf die Terminierung des öffentlichen Raumes. Und deswegen muß dringend die nachteilige Wirkung unseres Baurechts auf das Gesicht der Stadt kritisch untersucht werden. Und schließlich müssen wir Architekten

uns unserer Verantwortung bewußt werden und zwar ganz besonders in einem Sinne:

Wir müssen endlich einmal wieder lernen, daß es ein Unterschied ist, wofür wir uns *verantwortlich fühlen* – das ist nahezu alles – und wofür wir *verantwortlich sind*, und das ist sehr wenig. Statt wie die Soziologen und die Ökologen und die Baurechtler zu plappern und sie ständig zu imitieren, sollten wir uns auf unsere ureigene Aufgabe besinnen, Architektur zu machen, Raum zu gestalten. Denn politisches Engagement ist kein Ersatz für mangelnde fachliche Qualität. Und unsere Verantwortung, von der uns bitte niemand entlasten möge, ist nun einmal die Planung der Stadt. Und zwar nicht als eine Planung *für die Menschen*, wie es neuerdings immer wieder apostrophiert wird. Die Formel an sich ist schon verräterisch. Für wen denn sonst, wenn nicht für die Menschen? Nein, nicht planen *für die Menschen*, sondern planen *als Menschen!*

Die Stadt besteht aus Wohnungen, Arbeitsplätzen, aus Orten für Bildung und Kultur, aus Plätzen, wo man einkauft und sich mit Dienstleistungen versorgt und sich erholt. Zwischen all diesen Einrichtungen und Nutzungen bestehen Beziehungen, die überwiegend ebenfalls den Charakter von Einrichtungen haben: Straßen, Wege, Verkehrsmittel usw. Jede dieser Einrichtungen und Nutzungen kann als besondere Aufgabe gesehen werden, als eine Sache, die in sich Qualität haben kann, humane Qualität, oder auch nicht.

Keine dieser Einrichtungen und Funktionen ist aber schon für sich die Stadt. Erst ihre Gesamtheit mit ihren vielfältigen gegenseitigen Beziehungen ergibt die Stadt. Die einzelnen Einrichtungen und Nutzungen sind jeweils nur Teilsysteme. Die Existenz dieser Beziehungen und die Vielfalt dieser Beziehungen aber macht die Qualität der Stadt aus. Und meine These: sie macht einen sehr wesentlichen Teil der Humanität der Stadt aus. Die Stadt ist um so städtischer, je enger, intensiver, reibungsloser und schneller Handlungen aufeinander folgen können, je vielfältiger die Wahlmöglichkeiten des nahtlosen Übergangs von einer Tätigkeit zur anderen sind. Sie ist um so mehr Provinz und Öde, je mehr das Verhalten durch die Spezialisierung und Einseitigkeit der Umwelt eindimensional und vorgegeben ist.

Jede einzelne Tätigkeit und Nutzung hat jedoch ihren eigenen Trend zur Perfektion. Die Tätigkeiten werden immer spezialisierter, sie trennen sich immer mehr aus dem räumlichen Verbund mit anderen. Wenn man zum Beispiel bedenkt, wieviele Tätigkeiten sich mittlerweile aus der Wohnung in andere Einrichtungen ausgelagert haben. Das führt dazu, daß die Einrichtungen immer unterschiedlicher voneinander werden. Diese Unterschiedlichkeit geht dann bis zur Unverträglichkeit, und unterschiedlicher und in sich differenzierter, das bedeutet auch, daß größere Einheiten entstehen. Diese Tendenzen kehren sich dann wieder gegen die eigentliche Bedürfnisstruktur, nämlich: möglichst vielgestaltiger Tagesablauf ohne große Reibungsverluste, nahtloser Übergang von einer Tätigkeit zur anderen, Möglichkeit für spontane Handlungsmuster usw. Diese Entwicklung läßt sich deuten als eine Tendenz der Maximierung der Funktionen der Teilsysteme je für sich. Die Maximierung der Teilsysteme kann zu einer Art Minimierung der Beziehungen zwischen diesen Teilsy-

stemem führen. Eine Optimierung für die Stadt würde jedoch bedeuten, daß die Entwicklung der Teilsysteme nicht auf eine absolute Maximierung hinausläuft, sondern eine relative, nämlich unter der Bedingung der Erhaltung enger Beziehung zwischen den Teilsystemen, weil ja die eigentliche Qualität der Stadt die Kommunikation und die Wechselbeziehungen zwischen diesen Teilsystemen ist.

Betrachten wir einmal die Primärnutzungen einer Stadt: Wohnen und arbeiten. Die Eigengesetzlichkeit der Wohnumwelt und die Eigengesetzlichkeit der Arbeitswelt sind so hoch entwickelt, daß sie dazu neigen, jeden Fremdkörper auszusondern. Das führt zu riesenflächenhaften Monostrukturen. Was die reinen Wohngebiete betrifft, ist deren Ungeügen häufig genug beklagt worden. Dadurch daß die Wohnumwelt dermaßen gereinigt, ja geradezu antiseptisch gewollt ist, werden die Arbeitsgebiete zur Kehrseite der Medaille.

Man sollte einmal darüber nachdenken, welches ungeheures Ausmaß der Verdrängung darin liegt, daß die Arbeitsgebiete dem Blick entzogen werden und quasi zum Hinterhof der Stadt gemacht werden! Diese Entwicklung entspricht unserer maßgebenden Haltung zur Arbeit – insbesondere der unselbständigen – sie als notwendiges Übel anzusehen und sie sogar tatsächlich als Übel zu akzeptieren. In bezug auf die Gestaltung der Arbeitswelt wird auf jeden Anspruch an eine humane räumliche Gestaltung verzichtet. Die Verknüpfung des Arbeitens mit jeder anderen Art von Bedürfnissen – außer dem Geldverdienen – wird negiert. Zu denken wäre zumindest an eine humane Gestaltung des Weges von und zur Arbeit, der Pausen, an ein Ziel für momentanes Abschalten und Ausspannen zwischen der Arbeit, sowie an Chancen zu Kommunikation außerhalb des Arbeitsplatzes. Von Medizinern wurde immer wieder betont, wie wichtig Abschalten und Entspannen *z w i s c h e n* der Arbeit ist; sie sprechen gegen eine ständige Verkürzung der Pausenzeiten. Die Arbeitnehmer ziehen jedoch komplexe oder kompakte Arbeitszeiten vor. Den Grund darf man sicherlich auch darin sehen, daß Pausen unter den Verhältnissen, wie sie in den Gewerbegebieten gegeben sind, keinerlei Attraktivität haben. Hier ist es zweifellos eine Aufgabe der kommunalen Planung, für die Verbesserung dieser Situation in den Gewerbegebieten zu sorgen.



Die leben zum Beispiel in einer Wohnstadt oder in einem durchaus städtischen Viertel am Rand eines Gäudorfes oder in den faden Vorstadtvierteln . . . (Ditzingen.)

Das, was ich hier zu den Primärnutzungen gesagt habe, ist auch bei den Folgenutzungen zu beobachten: die enorme Eigendynamik, die die Teilsysteme entwickeln, die eigene betriebliche und ökonomische Perfektion. Ich denke an Schulzentren, Einkaufszentren, Sozialzentren, Kulturzentren, Sport- und Freizeitzentren, Jugendzentren, Altenzentren – und in einem Flächennutzungsplan begegnete mir neulich sogar ein *Zentrum für geistig Behinderte* von 10 Hektar. Diese Worte sagen alles über die Integrierbarkeit dieser Anlagen und die Bereitschaft unserer Gesellschaft zur Integration der angesprochenen Funktionen in kleinere überschaubare und erlebbarere städtische Zusammenhänge.

Am Beispiel der Schulzentren möchte ich die Folgen aus dieser Eigendynamik beschreiben. Unter den Stichworten *Demokratisierung und Chancen der Schulbildung, Chancengleichheit, Individualisierung der Lernprozesse, Wahlmöglichkeiten der Fächer, die mit den Fähigkeiten, Interessen und Bedürfnissen der Schüler übereinstimmen, Entwicklung der geistigen und seelischen Fähigkeiten des Schülers bis zu ihrem Optimum* – alles Stichworte aus entsprechenden Büchern – wurde die Zusammenfassung der konventionellen Schulsysteme in Gesamtschulen in Angriff ge-

nommen. Die Bildung von Schulzentren soll der Förderung der Zusammenarbeit zwischen den weiterführenden Schularten dienen, der Verbesserung der Übergangsmöglichkeiten von einer Schulart oder Niveaustufe zur anderen, der breiten Unterrichtsdifferenzierung, dem effektiveren Einsatz der Lehrkräfte, der besseren Ausstattung mit fachspezifischen Räumen und Lehrmitteln, Offenheit gegenüber Wandlungen in der Schulorganisation. Solche im wesentlichen pädagogischen Begründungen werden durch ökonomische Gesichtspunkte ergänzt. Es ist von Einsparungen im Raumbedarf durch bessere Ausnutzung fachgebundener Räume von 20% der Raumprogrammfläche die Rede, es ist von Einsparungen bei den Lehr- und Lernmitteln die Rede. So weit so gut. Die Notwendigkeit zu Reformen und die Qualität der pädagogischen Ziele sollen hier überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Es soll vielmehr gefragt werden, welche Konsequenzen dieser Aufbruch der Schulpädagogik für die Stadt und die Lebensvollzüge der Kinder hat.

Nun, was ist das Ergebnis? Wir bekommen Schulen mit 1500–2500 Schülern, bald ein halbes Dorf. Schulen mit acht Parallelzügen werden für den differenzierten Unterricht für günstig gehalten, das

sind 200 bis 250 Kinder eines Jahrgangs in derselben Schule. Die Schulen haben einen Gesamtflächenbedarf von ca. 8 Hektar, das ist – wenn man sich das mal konkret vorstellt – ein Gebiet, das etwas mehr als einen Kilometer Umfang hat; um es zu umwandern, geht man eine Viertelstunde. Der Einzugsbereich einer solchen Schule beträgt ca. 25 000 bis 30 000 Einwohner. Sinken die Geburtsraten weiter, so vergrößert sich dieser Einzugsbereich noch. Was bedeutet das? Betrachtet man die durchschnittlichen Gemeinden und Siedlungsgrößen, so sieht es so aus: 48,8% der Bevölkerung der Bundesrepublik Deutschland wohnen in Gemeinden unter 20 000 Einwohnern. 98% der Gemeinden der Bundesrepublik haben weniger als 20 000 Einwohner. (Die Gebietsreform verändert eben daran insofern auch nichts, weil sich die Siedlungsstruktur damit natürlich nicht wandelt.) Die Rechnung, welche Stadtgebiete und Gemeinden keine Schulen mehr im Ort haben werden, ergibt sich von selbst.

Schulsysteme dieser Art schaffen unlösbare Verkehrsprobleme. Zu Stoßzeiten tritt ein riesiger Bedarf an Transportmitteln auf. Werden die Kinder an den vielen noch für sie tragbaren Sammelpunkten eingesammelt, so müßten die Busse lange Umwege fahren und die Kinder somit eine endlose Zeit auf der Straße verbringen. Die finanziellen Probleme des Transports sind erst nach dem Abflauen der ersten Begeisterung über die neue Schulart richtig ins Blickfeld geraten. Vielfach kann keine kombinierte Nutzung vorhandener Verkehrsmittel realisiert werden, da der Stoßbedarf auf die gleiche Zeit fällt, und da diese Verkehrsmittel in diesen Zeiten ohnehin ausgelastet sind. Die Kosten für die Anschaffung und den Betrieb eines nur stoßweise ausgelasteten eigenen Verkehrssystems fressen jedoch leicht die Einsparungen wieder auf, die zum Beispiel bei den Lehrmitteln und dem Raumangebot erzielt werden können. Viel schlimmer aber ist, daß diese Verkehrsinfrastruktur, die diese Schulart bedingt, im allgemeinen nur begrenzt geschaffen wird und somit die Schüler und Eltern die Lasten tragen müssen. Aus soziologischer Sicht ist aber noch viel gravierender, daß der Bezug der Schule zum Stadtteil bzw. zur Gemeinde verlorengeht. Für das Kind ordnet sich die Schule so nicht mehr in einen erfahrbaren räumlichen Erlebniszusammenhang ein wie früher, als es durch den Schulweg seine räumliche Umwelt sinnfällig erschließen konnte. In der Sozialpsychologie wurde immer wieder darauf hingewiesen, welches Gewicht für die psychische Entwicklung des Kindes die kontinuierliche Erweiterung seines räumlichen Erfah-

ungsbereiches und die kontinuierliche Erfassung der Lebensprozesse in diesen Territorien hat. Studien über das Spielverhalten der Kinder haben einen engen territorialen Bezug des kindlichen Verhaltens sehr deutlich nachgewiesen. Mit dem Wegtreten der Schule aus dem Lebenszusammenhang des Stadtteils bzw. der Gemeinde wird für das Kind ein Prozeß der Entwurzelung seines Tätigkeitsfeldes eingeleitet.

Nicht nur für das Kind, auch für den Stadtteil und seine Bewohner insgesamt sind die neuen Schulzentren ein Verlust. Die riesige Flächenausdehnung der Schulen macht sie praktisch unintegrierbar in den Stadtteil. Entmischung der Funktion ist notwendige Konsequenz. So befinden sich jetzt auch die Schulen auf der grünen Wiese, isoliert und zugig. Dem Stadtteil wurde ein weiterer Lebensimpuls genommen. Er entleert sich tagsüber nicht nur von den Berufstätigen, sondern auch von den Schulkindern. Zurück bleiben jetzt dann nur noch die Hausfrauen, Kleinkinder und Alte. Mit dem Auszug der Schule aus einem städtischen Zusammenhang und der Ausgestaltung der Schule zu einem riesigen, für den Laien kaum noch überschaubaren Apparat sinken auch die Chancen der Identifikation und Einflußnahme der Bewohner des Stadtteiles bzw. der Gemeinde auf die Schule – sicher auch ein ernst zu nehmender Verlust.

Und nun zu den Kindern in diesen Schulanlagen: Sie kennen nicht mehr die Mehrzahl der Gleichaltrigen; und auch viele andere Schüler, deren Bekanntschaft sie sonst in der kleineren Schule noch gemacht hätten, lernen sie nicht mehr kennen. Sie kennen wahrscheinlich noch nicht mal den Direktor, sie wissen nicht, wer das Direktorium ist. Die Schule ist für sie kaum noch überschaubar. Das Problem der räumlichen Orientierung und Besitznahme des Schulareals durch die Kinder ist ein neues Problem geworden. Man schreibt jetzt schon Wettbewerbe aus zur Entwicklung von Informationssystemen zur Orientierung der Kinder in ihrer eigenen Schule. Ein Widersinn! Hier kann man echt von selbstgeschaffenen Problemen sprechen. Durch die zwangsläufige Anonymisierung des Schulbetriebs und durch dessen mangelnde Überschaubarkeit werden vermutlich bei den Schülern Einsamkeits- und Kontaktarmutprobleme auftreten wie bei den Studenten an den Massenuniversitäten – Probleme, die unsäglichen Schaden für jedes Kind anrichten können. Durch das frühzeitige Einordnen in die große, nur schwer überschaubare Organisation Schule wird dem Schüler die primäre Erfahrung einer Gesamtorganisation unter Einflußnahme auf eine Organisation erschwert. Es ist



*Die Verlegenheit der Pragmatiker drückt sich aus in neuen städtebaulichen Modellen nach wie vor, in den geknickten Wohnbändern zick-zack- rauf und runter. . .*

zu vermuten, daß er sich verstärkt auf kleingruppenhafte Bezüge zurückziehen wird, weil das Gesamtsystem für ihn nicht mehr überschaubar und beeinflussbar ist. Auch die Stimme des Mediziners betont die Bedeutung des ruhigen Geborgenseins in einer überschaubaren Schulgemeinschaft für das psychische Gleichgewicht des Kindes: *Wenn an dieser Stelle künftig eine integrierte Gesamtschule als Großschule mit mehreren tausend Schülern, zahlreichen Kursen in verschiedenen Güteklassen und damit die Sprengung einer festen Klassengemeinschaft tritt, muß man sich zumindest der Tatsache steigender nervöser Belastungen insbesondere bei kontaktschwachen Schülern bewußt sein. Wir kennen von Studenten diese Gefühle des Hin- und Hergerissenwerdens und der Verlorenheit in der Masse* (Prof. ULRICH KÖTTGEN, Direktor der Universitäts- und Kinderklinik Mainz).

Zum Schluß der Ausführungen zum Beispiel Schule noch der Hinweis darauf, daß auf Grund der Erfahrungen der Organisationssoziologie auch angezweifelt werden muß, daß Apparate dieser Größe noch rationell zu managen sind und nicht ein Bedarf an bürokratischem Aufwand notwendig wird, der viele andere Vereinfachungen und Vorzüge wieder in Frage stellen muß. Selbst aus be-

triebsinternen Gründen wäre also zu fragen, ob bei den heutigen Lösungen durch Gesamtschulen in dieser Größe auch eine Maximierung im Sinne der eigentlichen pädagogischen Ziele erreicht ist.

Ich habe das Problem Gesamtschule oder Schulzentren nur als ein Beispiel gewählt zu meiner These, daß es für die heutige Stadtstruktur symptomatisch ist, daß die Maßstäbe und Ansprüche einzelner Teilsysteme – wie das der Schule – nur aus quasi betriebsinternen oder systeminternen Aspekten entwickelt werden. Die äußeren Beziehungen dieser Teilsysteme werden aber vernachlässigt. Das hat zur Folge, daß sich die Lebensbedingungen für den Bewohner der Stadt insgesamt verschlechtern, die Stadt also an Humanität verliert. Um recht verstanden zu werden, das pädagogische Konzept der Gesamtschule sollte nicht in Frage gestellt werden, sondern nur die aus isolierter Betrachtung entstandenen Lösungen. Sicher geht es bei dem Gesagten nicht darum, wieder zur Zwergschule als anderem Extrem zurückzukommen.

Mein nächstes Beispiel für einseitige Betrachtung interner Gesichtspunkte eines Teilsystems sind die heutigen Tendenzen der Altenhilfe. Im Grundsatz

richtige Überlegungen zur Verbesserung der Einrichtungen der Altenhilfe – Altenwohnheim, Altenheim, Pflegeheim – führten zu einer ständigen Vergrößerung dieser Anlagen, die ja mehrgliedrig sein sollten, also die Zusammenfassung einzelner Anlagen. Zu dieser Zusammenfassung ist dann ein umfängliches Angebot an gemeinsamen Diensten und Räumen gekommen. Selten geht man bei solchen Anlagen unter 100–150 Plätze; es gibt sogar viel größere. Geht man davon aus, daß 14 % der Bevölkerung über 65 Jahre sind – das entspricht dem prognostizierten Durchschnitt ab 1980 – und geht man davon aus, daß 8–9 % der alten Menschen einen Platz in einer Altenwohnanlage benötigen, so bedarf es eines Einzugsbereiches von 15 000 Einwohnern und mehr, um eine solche Altenwohnanlage zu tragen. Schlimme Folgen für die ländlichen Gemeinden, meine ich. Wenn die alten Menschen gezwungen sind, in eine solche Anlage zu ziehen, müssen sie die Gemeinde, in der sie vielleicht ein Leben lang gewohnt haben, verlassen. Sie brechen damit ihre alten Kontakte ab, sie verlieren ihr räumliches Beziehungsnetz, das ja bei alten Menschen ebenfalls sehr ausgeprägt ist. Genauso schlimm ist, wenn alte Menschen, weil sie eine solche Veränderung ablehnen, mehr oder weniger ohne Hilfe in ungeeigneten Wohnungen verbleiben: Zu große Häuser oder Wohnungen, Wohnungen mit Treppen, mit Kohleöfen, ohne warmes Wasser und so weiter.

Der Auszug der Einrichtungen der Altenhilfe aus der Gemeinde oder aus dem Stadtteil verschlechtert die Versorgung der Gesamtgemeinde mit Diensten der Altenhilfe. Die ambulante Versorgung wird ebenfalls schlechter. Die Koppelungsmöglichkeiten Altenwohnanlage, ambulante Dienste für die übrige alte Bevölkerung, Informations- und Beratungsdienste, Altentagesstätten usw. geht verloren. Die Vernachlässigung der Kombinationsmöglichkeiten allgemeiner städtischer Infrastruktur mit spezifischen Maßnahmen der Altenhilfe und die Vernachlässigung der ambulanten Altenhilfe und die Perfektionierung des Angebots in beinahe autarken Großanlagen hat zu einer außerordentlichen Steigerung der Kosten für die Altenhilfe geführt. Tagessätze in den Altenwohnanlagen von 40,- DM sind bald die Regel. Ein alter Mensch, der zum Beispiel eine gute Rente von 1000,- DM hat, mit der er normalerweise gut auskommt, muß nun sein ganzes Einkommen für den Wohnheimplatz aufwenden und wird zum Sozialhilfeempfänger mit einem kleinen Taschengeld. Ein wirklich inhumaner Zustand. Auswirkungen der heute so starken Tendenz, einzelne Funktionen

und Einrichtungen aus ihrem städtischen Zusammenhang herauszunehmen und sie quasi als autarkes Element zu perfektionieren; für die Stadt als soziales System aber ein Verlust an Humanität. Ich habe hier versucht nachzuweisen, daß die Funktionstrennung, wie wir sie heute beobachten und beklagen können, nicht ein Ergebnis falscher Ideologie oder der Dummheit einzelner Leute ist, sondern daß sie aus dem berechtigten und wohlgemeinten Anspruch entsteht, einzelne Teile so gut wie möglich auszubilden, und daß dabei Wichtiges verloren geht – daß also das Problem d e r K o m p r o m i ß ist.

Nun zu den emotionalen Bezügen der Bewohner zu ihrer Stadt! Funktionsgerechtigkeit der Umwelt ist nicht das einzige, worauf es ankommt. Ein Mann kann tüchtig sein – man wird es ihm kaum bestreiten, auch wenn er unsympathisch ist. Ist er aber sympathisch, tritt seine Tüchtigkeit und Funktionsgerechtigkeit dahinter zurück. Wir alle wissen, daß man sich lieber bei dem Sympathischen aufhält als bei dem Tüchtigen. Der positive e m o t i o n a l e Bezug zur Person dominiert den s a c h l i c h e n sehr schnell. Vielleicht kann man diese Parallele zur Individualpsychologie oder Sozialpsychologie noch weiter hinziehen. Und ich möchte eine Grundregel der Gruppendynamik hier zitieren, die besagt, daß Personen miteinander auf der s a c h l i c h e n Ebene nicht arbeiten können, wenn sie nicht ihre Probleme auf der e m o t i o n a l e n Ebene gelöst haben. Ich möchte das hier auch auf die Stadt übertragen und es als Hinweis dafür nehmen, in welche Richtung eine Optimierung des Systems Stadt gehen muß. Unsere Erfahrungen mit alten Stadtgebieten lassen die These gerechtfertigt erscheinen oder zumindestens ein Stück weit für tragend halten, daß Funktionalität und Zuneigung auch sogar subsidiär sein können. Findet man eine Umgebung liebenswert, so schaut man über die Funktionsmängel hinweg. Funktioniert sie gut, ohne daß sie liebenswert ist, so hält man sich daran nicht weiter auf, ist aber auch zufrieden. Ist jedoch beides nicht gegeben, so ist der Mist komplett.

Wie wenig ernst wir es heute mit diesem emotionalen Bezug zur Stadt nehmen und wie stark wir die Funktionstüchtigkeit einseitig in den Vordergrund stellen, wird an zahllosen Sanierungsprojekten deutlich, bei denen zugunsten besserer Funktion im Bereich Verkehr, Erschließung, Grundstücksnutzung, Hygiene usw. Liebgewordenes und auf der emotionalen und sozialen Ebene Intaktes leichtfertig zerstört wird, obwohl das Neue solche Qualitäten nicht mehr ohne weiteres erzeugen



*Das Grün unten mag in der Statistik unter der Rubrik «Städtische Grünanlagen» als Zahl gewissen Eindruck machen, es lädt dennoch nicht ein zum Spaziergang am Feierabend oder Wochenende . . . (Hemmingen.)*

kann. Man sieht es auch an den Stadterweiterungen, denen es nur selten gelingt, die Bewohner und Benutzer auch emotional anzusprechen.

In der Sozialpsychologie wird das Bedürfnis nach emotionaler Resonanz auch in der Umwelt für ein humanes Grundbedürfnis gehalten. Zwischen emotionaler Bezogenheit zur Umwelt und Kommunikationsbereitschaft und dem Entstehen einer lokalen Öffentlichkeit wird ein Zusammenhang festgestellt: *Da die Entfaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen in der Stadt angewiesen ist auf ein genügend lebendiges Kommunikationsniveau in der Öffentlichkeit, bedeutet Aussperrung der emotionalen Voraussetzungen solcher Kommunikation Austrocknen der Gemeinsamkeit zwischen Menschen, die dieselbe Stadt bevölkern. Damit ist in groben Zügen schon umrissen, wie sehr die Stadt als gebaute Umwelt nicht nur für Wohlbefinden des einzelnen, sondern auch für den unity spirit entscheidend wird* (LORENZER). Positiv ausgedrückt heißt das: Wenn die gebaute Stadtumwelt angemessen ist, weil sie den Phantasiebedürfnissen der einzelnen entspricht, dann wird ein persönliches, aktiv lebendiges Engagement möglich; dann öffnen sich die Individuen ihrer Umwelt und auch ihrer Mitwelt gegenüber. Auch MITSCHERLICH schreibt dem Bestehen emotionaler Bezüge zur Umwelt gesellschaftspolitisch weitreichende Folgen zu: *Wo keine affektive Anteilnahme an den Objekten des Biotops besteht, wird sich kaum die Leidenschaft zur Gestaltung und damit kein auf Präzision dringendes Problembewußtsein ausbreiten. Auslösung*

für eine kritische Auseinandersetzung mit der Umwelt und das Bedürfnis zur Mitwirkung an ihrer Gestaltung ist also vielfach eine emotionale Umweltbeziehung; Teil des Beheimatungsprozesses ist das Entstehen einer Liebesbeziehung zur Umwelt. Wodurch entstehen nun solche emotionalen Bezüge? Bindung und Identifikation mit einer Umgebung nehmen zu, wenn der Raum mit persönlichen Erlebnissen verbunden werden kann, wenn er für den Bewohner Symbolcharakter erhält. Dadurch, daß der Raum mit Eigenem verknüpft ist, hebt er sich für den Bewohner als etwas Besonderes und Unersetzliches von anderen Räumen ab. Persönliche Erlebnisse, die zu einer Bindung an das Wohngebiet führen, sind vor allem Sozialkontakte und nicht zuletzt die Anteil- und Teilnahme am Entstehungs- und Gestaltungsprozeß im Laufe der Benutzung eines Wohngebietes. Für die Wohnung kann man Ähnliches sagen. Der Bewertungsmaßstab für eine Wohnung ist oft ihre Wohnlichkeit, und die Wohnlichkeit hängt vor allem davon ab, ob bei den Bewohnern die Möglichkeit, Bereitschaft oder Fähigkeit besteht, Eigenes in die Wohnung hineinzuprojizieren: *Wohnen heißt, Spuren hinterlassen* (BENJAMIN).

Zweite Voraussetzung für das Entstehen emotionaler Bezüge ist, daß die Umgebung selber Gemütszustände, Erlebnisse und Betätigungen stimulieren kann. Das heißt eigentlich, daß sie lebendig ist. Lebendig sein – bedeutet individuell sein, anders sein – nicht allein bezogen auf das Indivi-

duum, sondern auch auf die Gruppen. Übertragen auf die räumliche, bauliche Umwelt ist es das Nebeneinander von Verschiedenem, das in der Bewegung und im zeitlichen Nacheinander der Wahrnehmung den Charakter der Innovation, der Überraschung erhält, Neugier erweckt, zum Erforschen anregt oder auch einen Sachverhalt begreifen läßt. Räumlich-bauliche Vielfalt und Lebendigkeit kann jedoch nur entstehen, wenn auch die sozialen Strukturen vielfältig sind, und eine Vielzahl handelnder Individuen oder Gruppen sich darin verwirklichen oder darstellen können. Humaner Städtebau und humane Architektur das heißt also:

1. der Individualität von Personen und Gruppen Raum lassen, so daß sie sich ausprägen und entfalten können,
2. die Individualität der Menschen und der sozialen Strukturen sichtbar und erlebbar machen und nicht durch bauliche und räumliche Formen verdecken.

Ich meine, daß wir ein Fehlen beider Bedingungen zu beklagen haben. Der Wohnungssuchende ist ausschließlich Konsument geworden, er kann das, was für ihn erstellt wird, kaum beeinflussen, noch kann er das Gekaufte oder Gemietete im Gebrauch verändern oder wesentlich mitprägen. Dadurch, daß der Bauherr überwiegend nicht mehr gleichzeitig der Nutzer ist, treten ökonomische Gesichtspunkte einseitig in den Vordergrund. Der Private, der wäre ja bereit, für seinen eigenen Bedarf zugunsten anderer Werte Gesichtspunkte der Rentabilität zurückzustellen. Von einem Bauträger, der Geld investiert, um damit zu arbeiten, kann man das eigentlich nicht erwarten. Man kann nicht erwarten, daß er auf Gewinn verzichtet, auch wenn er gemeinnützig genannt wird.

Nicht zuletzt entstehen Planungen und Realisierungen heute im großen Maße a u s e i n e r H a n d; ein fast unerträglicher Zustand. Ist es dann doch letzten Endes e i n e Hand oder e i n e Firma, e i n e Geistes- und Denkungsart, die die Wohnumwelt von zehntausend Einwohnern und mehr entscheidend prägt. Wenn man sich überlegt, was für eine Vielgestaltigkeit eine kleine Gemeinde dieser Größe früher hervorgebracht hat! Ich meine nicht, weil es bessere Architekten waren, sondern weil es viele Initiativen waren, die eben sich hier verwirklichen konnten. Teilt man heute jedoch Baugebiete auf in kleine Einheiten (das hat man auch schon versucht), so wird das Ergebnis nicht besser, da alle Bauträger letzten Endes ihre Objekte nach den gleichen Gesichtspunkten ökonomischer Rationalität erstellen. Die Lösung kann meines Erachtens nur in mehr Mitbestimmung und erneuter

Privatisierung von Bauträgerschaft an Individuen oder Gruppen liegen.

Auch den sozialen Strukturen in den Neubaugebieten ist ihre Vielgestaltigkeit genommen. Dadurch, daß kleine Einheiten quasi als autarke Wohninseln geplant werden, ohne dem Gefüge des ganzen Stadtteils auch funktional eingeordnet zu sein, und ohne den Austausch und die Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Quartieren sind die Funktionen notwendig eindimensional. Besucher kommen außer zur Versorgung und zu Besuchen einzelner Familien kaum in diese Stadtteile. Ein öffentliches Leben kann überhaupt nicht entstehen. Auch die Sozialbeziehungen werden in solchen abgeschlossenen Wohnquartieren prekär. Sie bergen latent immer die Gefahr von Zwangskontakten, denen man sich dann nur noch schwer entziehen kann, oder von Überintegration mit einem Übermaß an sozialer Kontrolle.

Untersuchungen haben jedoch deutlich gezeigt, daß der Städter in seiner Freizeit sehr großen Wert legt auf freibestimmte Kontakte und freigewählte Kontakte. Das mag mit einem Übermaß an Pflichten und Zwangskontakten im Berufsleben zusammenhängen. In Strukturen der genannten Art ist deswegen verstärkt mit einem Rückzug der einzelnen und einem Abkapseln vor der Umwelt zu rechnen – eben weil immer die Gefahr droht, daß man nicht mehr frei bestimmen kann, mit wem, wieviele Kontakte man haben möchte. Die Bewohner in solchen neuen Strukturen sind meistens eindimensional nach Schicht und sozialer Gruppierung verteilt, als seien das die einzigen Merkmale, die sie voneinander unterscheiden. Hier die Reichen, da die Mittelständler, dort die Armen. Hier die Kinderreichen, da die Alten, hier die von der Post, dort die von Bosch und da die von der Bahn. Wie sehr die Menschen unter solchen Abstempelungen leiden, ist häufig beschrieben worden.

Das Wohnungsgrößengemenge ist ein anderer wichtiger Gesichtspunkt hinsichtlich der Vielfältigkeit. Das Wohnungsgrößengemenge – also wie groß die einzelnen Wohnungen sind und wieviele von wie großen Wohnungen in Neubaugebieten gebaut werden – wird nach kurzfristigen Gesichtspunkten des Absatzes bestimmt. Nach dem Krieg baute man vorwiegend 3-Zimmer-Wohnungen, in späteren Baugebieten kam dann ein Boom an 4- und 5-Zimmer-Wohnungen. Und jetzt haben wir ganz enorme Einseitigkeiten bei den Kleinwohnungen. Jedesmal wurde das ganze soziale Gefüge eines Stadtteils einseitig und damit ungesund. Extreme Ungleichgewichte bei der



*Wir haben 20, 30 Berufe, die sich um das schöne Heim, um das Innere, um die Wohnung kümmern. Und draußen? Steppe . . . (Mittelberg/Allgäu.)*

Auslastung der Folgeeinrichtungen waren die Folge. Zuerst entstand der bekannte riesige Bedarf an Kindergärten, die dann leer standen, dann an Schulen und so fort. Wohnungswechsel bei Veränderungen der Familienstruktur im Stadtteil wurde erschwert, weil eben das Wohnungsangebot viel zu einseitig und natürlich auch vom Markt her viel zu abgeschlossen war, etwa durch die Werkswohnungen. Durch die Massierung bestimmter Personengruppen entstanden dann bestimmte soziale Probleme. Heute in den Anlagen mit den vielen Kleinwohnungen das sehr ernst zu nehmende Problem mangelnder sozialer Kontrolle, extreme Anonymität. Prostitution und ähnliche Erscheinungen suchen sich solche Orte. Früher waren es Kinder- und Jugendprobleme. Die Massierung kinderreicher Familien in dafür nicht geeigneten Anlagen riefen besondere Kinderfeindlichkeit hervor. Ich habe das einmal sehr deutlich an einem Wohnblock erlebt. In seinem Treppenhaus – es war ein viergeschossiger Zeilenbau – zählten wir 50 bis 60 Kinder, die alle in dem gleichen Treppenhaus saßen. Man kann sich die Zerstörungen und den Lärm, den diese 50 oder 60 Kinder einfach an einem Tag produzieren, ebenso deutlich vorstellen wie die Folge, daß selbst der Kinderliebste irgendwann

einmal genug von den Kindern hat. Wir mußten in diesem Gebiet wirklich feststellen, daß Kinder echt als Plage empfunden wurden. Nicht, weil die Leute nicht kinderfreundlich waren, sondern weil sie in dieser Massierung an ungeeigneten Orten eben wirklich zur Plage wurden. Ist aber einmal Pluralität der Lebensstile gegeben, so findet das kaum Entsprechung in den äußeren Lebensbedingungen. Das Angebot der Wohnungen orientiert sich an der typischen Familie, an einer Art Durchschnittsfamilie. Je exakter und einheitlicher aber die Bedürfnisse des Durchschnitts getroffen sind, desto größer werden die Minderheiten, deren Wünsche unberücksichtigt bleiben. Eingehen auf die Ansprüche von Einzelgruppen bedeutet zum einen Variabilität in der Form, so daß der Nutzer das Vorgegebene verändern und gestalten kann; zum anderen bedeutet es verschiedenartige auf unterschiedliche Einstellungen und Lebensstile bezogene Angebote, so daß jeweils das Gemäße gesucht werden kann. In unserem Büro für Stadtplanung und Sozialforschung wurde bereits über eine lange Zeit die Zusammenarbeit zwischen beiden Disziplinen praktiziert – und ich meine, fruchtbar praktiziert. Jede städtebauliche und architektonische Aufgabe steht im Zusammenhang mit sozialen Handlungen und

individuellen und sozialen Bedürfnissen und hat sich an diesen zu orientieren. Das abgesicherte Wissen der Sozialwissenschaftler in diesem Problembereich ist noch nicht sehr groß. Es sind ja kaum 10 Jahre, daß man wirklich versucht zusammenzuarbeiten; und es gibt gar nicht viele solche Versuche. Die Sozialwissenschaft verfügt jedoch über Methoden der Analyse und Prognose, die wertvoll sind. Sie kann aus ihrer Sicht Fragen stellen. Das ist auch oft ein Weg zu besseren Antworten. Zum Teil kann sie auch Antworten geben. Das wichtigste jedoch ist wohl, daß umfassende soziale Gesichtspunkte eingebracht werden – und auch im Rollenspiel der Planung personalisiert sind. Die bislang noch häufig praktizierte isolierte Betrachtung der Stadtentwicklung als primär räumliches Problem wird dadurch sicher etwas korrigiert. Aber von einer integrierten Stadtentwicklungsplanung, die räumliche, wirtschaftliche, soziale und ökologische Gesichtspunkte wirklich zusammenführt, kann man bis jetzt überhaupt noch nicht reden, auch wenn von diesem Thema schon sehr viel die Rede ist.

Als Beispiel dafür möchte ich Aufgabenstellungen nennen, die wir als Sozialwissenschaftler in unserem Büro sehr häufig erhalten. Wir werden zum Beispiel zur Beratung von Neubauprojekten oder auch Wettbewerben hinzugezogen und sollen dann zur Entscheidung beitragen – vereinfachend gesprochen – ob eine Straße besser so oder so geführt werden soll, ob Häuser besser so oder so angeordnet werden sollen, ob das Zentrum besser hier oder dort steht. Wir äußern uns gern dazu aus unserer Sicht. Viel wichtiger wäre uns aber die Mitarbeit bei dem Programm, nach dem man plant, um auch in dieses Programm sozialwissenschaftliche Aspekte einzubringen. Also quasi zu dem räumlichen Konzept auch ein soziales Konzept zu entwickeln, das ebenfalls im Rat diskutiert wird und dann zur Basis

der Planung gemacht wird. In einem solchen sozialen Konzept wären z. B. Aussagen zum Wohnungsgrößenangebot, zu der Art des Wohnungsangebots, zu den Funktionen und Nutzungen und deren Verflechtungen zu machen. Ein anderes Beispiel ist die Sozialplanung bei Sanierungen. Die Erwartung, daß die Sozialplaner eventuell auftretende Probleme und Härten heilen könnten, steht im Vordergrund. Ihre Mitwirkung bei der Vermeidung solcher Härten von vorneherein wird zum Teil gerade noch akzeptiert, sofern nicht dabei herauskommt, daß man doch lieber die Finger von der Sanierung lassen sollte. Die Erweiterung der Fragestellungen um soziale Gesichtspunkte über das Bauprojekt hinaus ist jedoch fast tabu. Nach unseren Erfahrungen bei der Sozialplanung in Sanierungsgebieten wäre es jedoch wesentlich, über das Bauliche hinaus soziale Gesichtspunkte einzubringen. Zum Beispiel: Ohne Konzepte und Lösungen zur Gastarbeiterfrage, zum Wohnen alter Menschen, zum Wohnen sozial Schwacher können Sanierungen letzten Endes nie im umfassenden Sinn erfolgreich sein und mehr Humanität herstellen. Wir kennen jedoch keine Gemeinde, die im Zusammenhang mit Sanierungsprojekten den Wunsch hatte, einen Sozialplan für das Gastarbeiter-Wohnen oder das Wohnen sozial Schwacher zu erstellen, und bereit gewesen wäre, diese Probleme wirklich gleichzeitig mit der Sanierung umfassend anzugehen.

Mitarbeit von Sozialwissenschaftlern muß aber letzten Endes Stückwerk bleiben, wenn nicht gleichzeitig die Fragestellungen und Problemauffassungen um die soziale Dimension erweitert werden und über das Bauliche hinausgehende soziale Konzepte und Maßnahmen zugelassen und in die baulichen Konzepte und Maßnahmen integriert werden.

---

*Mit anderen verbunden sehen Häuser nicht mehr reisefertig drein. Der gute Baumeister braucht Gruppen, Plätze, eine Stadt, sie soll das Verschwinden nicht mehr nötig haben, sie soll langfristig geplant sein. Es ist das eine Hoffnung von morgen und wo der Morgen schon tagt, von heute, doch sie ist so alt wie Baukunst selber, bleibt ihr eingeschrieben und selbstverständlich. Stadtplanung ist daher keineswegs auf neuere Zeit beschränkt, ja obwohl sie in dieser, schon vor dem vorigen Jahrhundert, häufig vorkommt, so ist sie darin ebenso eigentümlich durchkreuzt. Denn die bürgerliche Gesellschaft ist zwar um des Profits willen eine kalkulierende, doch wegen der anarchischen Wirtschaft ebenso eine ungeordnete,*

*eine des wirtschaftlichen Zufalls. Daher sind gerade die Industriestädte und die Wohnviertel des vorigen Jahrhunderts, die man der Großmut der Bauspekulation verdankt, Unüberlegtheit und Planlosigkeit schlechthin. Einheitlich ist nur ihre Öde, die Steinschlucht, die trostlose Straßenlinie ins Nichts, der Kitsch ihres eigenen Jammer- oder gestohlenen Protzenstils; die übrige Anlage jedoch ist anarchisch wie die Profitmacherei, die zugrunde liegt. Wogegen nun gerade die sogenannten gewachsenen Städte der vorkapitalistischen Zeit auf Grund der noch geregelteren Produktionsweise keineswegs aufs Geratewohl entstanden sind.*

ERNST BLOCH

# Wachsende Stadt – Verstädterung des Landes

Erich Kläger

Die hohen Fachwerkgiebel eng aneinandergedrängt, von Kirche und Burg gekrönt, mit Türmen bewehrt und von Mauern straff zusammengehalten: So grenzte sich die idealtypische Gestalt der nachmittelalterlichen Stadt streng gegen die Landschaft ab. Die städtische Wirklichkeit von heute zeigt das genaue Gegenbild: Die Grenze zwischen Stadt und Landschaft ist verwischt und undeutlich geworden; Stadt flutet hinaus, Landschaft herein; die Ränder sind zerfranst. Eine Suppe grauer Häuser, so die meist rückwärtsgewandten Kritiker der urbanen Entwicklung, ist über die Mauern der Städte geschwappt und hat sich in die Umgebung ergossen, *wo fern in Einsamkeit die letzten Häuser in das Land verirrt*, so die schon frühe expressionistische Klage über die ausufernde Stadt. (Der Euphemismus späterer Leistungsbilanzen wird die moderne Stadt mit einer lichtereren Zone von Einfamilienhäusern harmonisch in die freie Landschaft ausklingen lassen . . .)

Die Sensibilität der Dichter hat als erste die Entfremdung des Menschen durch die Entgrenzung der Stadt registriert; die Kulturpessimisten hatten sie vorhergesagt. Für OSWALD SPENGLER *duldet die gigantische Metropolis, die Stadt als Welt, nichts neben sich und trachtet das Landschaftsbild zu vernichten*. Die Stadt als Welt, die Welt als Stadt steht auch für ARNOLD TOYNBEE am Ende dieser urbanen Explosion, einem ebenso brutalen wie scheinbar unausweichlichen Vorgang: *Die Großstädte zerfließen zu riesigen Stadtbereichen. Diese Konurbationen sämtlicher Kontinente sind im Begriff, miteinander zu verschmelzen und eine Ökumenopolis zu bilden, den neuen Stadttypus, der nur durch ein einziges Exemplar vertreten sein kann*. So kühn sind diese Prophetien nicht und es bedürfte nicht der Eideshelferschaft solch großer Namen, denn Ansätze zu dieser Entwicklung zeigen sich nicht nur an der amerikanischen Ost- und Westküste; am Ende dieses Jahrhunderts werden in «Deltapol» zwischen Brüssel, Köln und Amsterdam 40 bis 50 Millionen Europäer wohnen in einem Siedlungsgefüge, das sich dem Begriff Stadt längst entzogen hat. Unsere Sprache hat Mühe, der wachsenden Stadt in ihre Destruktion mit sinnfälligen Bezeichnungen zu folgen; das Deutsche zumal weicht bald in Fremdwörter aus, durch die verbal importiert und antizipiert wird, was als Tendenz auch bei uns unverkennbar ist: Über *Urbanisation, Agglomeration* und *Regionalisation* steigert es sich zu *Megalopolis, Konurbation* und *Ökumenopo-*

*lis*. Dieser Wandel der äußeren Dimension der Städte kann durch die allgemeine Bevölkerungszunahme allein nicht erklärt werden; es hat etwas stattgefunden, das treffend durch ein Oxymoron ausgedrückt worden ist: die «explosionsartige Zusammenziehung» von Menschen, Wirtschaftspotential und Finanzkraft, extensives und intensives Wachstum also zugleich; zentrifugale und zentripetale Kräfte sind gegenläufig wirksam geworden, ohne sich aufzuheben; ebenso stark wie der Drang in die Stadt war die Bewegung aus ihr hinaus ins Umland.

Dies ist als gewalttätige Landnahme empfunden worden und hatte eine Zersiedelung und damit Zerstörung von Landschaften bewirkt, die scheinbar durch nichts aufgehalten werden kann und bestenfalls an geographischen und topographischen Grenzen zum Stillstand kommen wird. Das Volk ist größer, der Raum kleiner geworden. Das Verhältnis zwischen vorhandener Fläche und Bevölkerung wird immer ungünstiger und die Bevölkerungsdichte nimmt ständig zu. Im Jahre 1800 machte die Stadtbevölkerung rund 3% der Weltbevölkerung aus, 1900 15%, 1950 schon 30%; die europäischen Werte liegen erheblich darüber: In Frankreich bilden gegenwärtig die Städter 65%, in den Niederlanden 70%, in der Bundesrepublik etwa im Jahre 2000 80% der Bevölkerung. Wenn diese Entwicklung auch nur linear in die Zukunft hinein verlängert wird, haben wir bald die Stadt als Welt, die Welt als Stadt, von einem Ende des Erdkreises bis zum anderen.

Diese Aussichten sollten schrecken, weil die Polarität von Stadt und Land – durch nichts ersetzbar und einmal aufgehoben, kaum wiederherstellbar – verloren geht; weil das biologische Gleichgewicht der Natur nicht ungestraft gestört werden kann; weil der Mensch unfähig ist, den gestaltlosen und unübersehbaren Siedlungsbrei als städtische Umwelt zu erfassen, zu erleben und gesellschaftlich wie politisch auszufüllen und zu formen. Dem Wort «Verstädterung» ist, so sehr es sich auch aufzudrängen versuchte, bisher ausgewichen worden, denn was hier vor sich geht, ist nicht das Wachsen der Städte, und auch im Umland schlägt die zunehmende Siedlungsqualität der (allerdings auch nicht mehr dörflichen) Gemeinden nicht in städtische Qualität um; was hier im Entstehen ist, hat längst die überkommene Vorstellung von Stadt hinter sich gelassen. Man hatte in der baulichen

Expansion der Nachkriegszeit geglaubt, die Städte zu erweitern und auszudehnen, teils auch neu zu schaffen, und hat nur Siedlungen vermehrt, meinen die Kritiker.

Als die lange bewahrte Gestalt der Stadt aufgesprengt wurde und ihr Weichbild zerfloß, muß eine magische Grenze überschritten, ein Tabu verletzt, etwas geradezu Archetypisches berührt worden sein; wie anders wären sonst Formulierungen wie diese zu erklären: *So sind die großen Städte, die großen Menschengefäße, übergelaufen und haben mit ihrem Ausfluß das Umland verunreinigt*. Das Wachstum der Städte als Prozeß einer eiternden Wucherung. Die Sprache verrät das tiefe Erschrecken darüber.

Durch die Grenzenlosigkeit des Zerfließens und die Totalität des Verschmelzens droht das Ende der Polarität von Stadt und Land, von städtischer Dichte und ländlicher Weite, städtischen Lebens und ländlicher Ruhe, von städtischer Stadt und ländlichem Land. Wo soll der Mensch sein zwingendes Kontrastbedürfnis befriedigen, wenn die Freiräume der Natur nicht mehr ausreichend zur Verfügung stehen und *ein das Leben bereicherndes Alternieren zwischen Stadtlandschaft und Landschaft* (A. MITSCHERLICH) nicht mehr möglich ist? Wenn schon Gründe sozialer Psychohygiene noch keine Aussicht auf Beachtung haben, die Wahrung des biologischen Gleichgewichts verträgt keinen Prioritätenstreit! Hier muß ein großes Wort riskiert werden: Wenn unsere Umwelt erlebbar bleiben und die Balance der Natur erhalten werden sollen, muß die Polarität von Stadt und Land um den Preis eines hohen Anteils am Sozialprodukt verteidigt werden. Diese Einsicht zwingt zu Konsequenzen und verlangt kategorisch, daß der bisherige Verlauf der städtebaulichen Entwicklung aufgehalten und in mancher Hinsicht umgekehrt wird. Der Auftrag heißt Verdichtung, nicht Auflockerung, und fordert zur Abkehr auf von der Bequemlichkeit, sich immer weiter ins Land hinauszuschieben; er heißt Erneuerung der Innenstädte und erfordert schon heute, den Blick darauf zu richten, daß die Einfamilienhausweiden von gestern die Sanierungsgebiete von morgen sein müssen. Von der horizontalen endlich zur vertikalen Dimension im Städtebau!

Man kann nicht länger so tun, als ob der Nutzung und Ausnutzung des Landes keine Grenzen gesetzt seien. Die Landnahme wird und muß weitergehen, gewiß. Es bleibt daher die Aufgabe, die nicht größer werdenden Flächen mit den ständig steigenden Ansprüchen an sie in eine Relation zu bringen, die Stadt und Land, Siedlung und Freiraum, städtische Dichte und ländliche Weite als erlebbaren Gegensatz erhält. Gelingt dies nicht und kann der flä-

chenfressende blinde Dynamismus, der kommunalen Ehrgeiz und Bodenspekulation in unheiliger Allianz vereint, nicht zu Vernunft und Einsicht und auf ein Maß gebracht werden, das sich der hier gestellten Verantwortung bewußt ist, werden sich die düsteren Prophetien bald erfüllen.

Die wachsende Stadt: was als aufgelockerte und durchgrünte Bauweise (gut) gemeint war, wird als ungestalteter, formloser Siedlungsbrei empfunden, als ungeordnete, mißgebildete Agglomeration, nicht nur von einer schmalen Elite von Kritikern, die von der traditionellen Stadtvorstellung nicht los kommt, die über die neue urbane Wirklichkeit die Folie eines romantisch überhöhten Idealtypus Stadt legt und ihr die Abweichungen als Sakrilege vorhält. Das Unbehagen ist allgemein. Die historischen Stadtbilder, die heute in kaum einer Wohnung fehlen, sind nicht (nur) dorthin gelangt, weil ihr dekorativer Reiz entdeckt und kommerziell genutzt wurde. Hier haben keine geheimen Verführer für einen neuen Markt ein künstliches Bedürfnis erzeugt. Sie sind Ausdruck einer unbewußten Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies, nach der Stadt vor dem Sündenfall ihrer Entgrenzung, Durchgrünung, Entkernung, Auflockerung und aller Folgen.

Die neue urbane Wirklichkeit ist dabei, sich immer weiter vom überkommenen Bild der Stadt zu entfernen. Die Trauer darüber muß man sich ausweinen lassen. Es führt kein Weg zurück zu Butzenscheiben, Kopfsteinpflaster, Fachwerkgiebel und dem Anger vor der Stadtmauer, zu Karyatide und Gaslaterne und dem abgegrenzten Stadtraum von einst. Als die Stadt in die Breite floß, hat sie den bergenden Charakter verloren, der die traditionelle Stadtvorstellung bestimmt und das Gemüt so nachdrücklich angesprochen hat; sie ist mit ihrem Umland zu einem Siedlungsgeflecht zusammengewachsen, das noch einen Namen sucht, weil es sich dabei um etwas qualitativ anderes als um eine Stadt handelt. Deshalb ist auch der Begriff «Verstädterung» so problematisch, baulich wie soziologisch. Das «verstädterte» Umland ist in seiner äußeren Erscheinung so wenig städtisch wie in seinem gesellschaftlichen Leben. Eine neue Siedlungsstruktur ist an die Stelle des alten Stadt-Dorf-Gliederungsmusters getreten; Stadt und Land sind nicht mehr wie früher Sozialbereiche mit prinzipiell verschiedenen Lebensstilen; die einst so ausgeprägten Gegensätze werden mehr und mehr aufgehoben.

Die neue urbane Wirklichkeit, die hier gemeint ist, die expansive Konzentration des städtischen Kraftfeldes, ist lange Zeit als Ballungszentrum

verkezt und erst spät als Verdichtungsraum be-  
 jaht worden, nachdem man sie als statistische Ein-  
 heit «Stadtregion» erforscht und abgegrenzt hatte.  
 Zunächst lag sie unter dem ideologischen Beschuß  
 der klassischen Großstadtkritik, die alle bösen  
 Ahnungen in ihr sich erfüllen sah. Die alte ge-  
 schlossene Stadtform aufgelöst und damit eine  
 unabdingbare Voraussetzung für Urbanität dahin.  
 Dies allein hätte nicht ausgereicht, die Entballung  
 zur beherrschenden Maxime raumpolitischer Vor-  
 stellungen der fünfziger Jahre zu machen. Was hier  
 entstand, hat nicht nur das ästhetische Empfinden  
 der Nachfahren von WILHELM HEINRICH RIEHL und  
 OSWALD SPENGLER verletzt; es ist zur Mühsal aller  
 geworden, denen dieser Ballungsraum Lebens-  
 raum ist. Sie haben es dort am frühesten und un-  
 mittelbarsten zu spüren bekommen, wo es inzwi-  
 schen unerträglich geworden, zuweilen tödlich  
 verlaufen ist, auf dem täglichen Weg von und zur  
 Arbeit, im Verkehr. So werden denn auch amtli-  
 cherseits unter den «nachteiligen Verdichtungs-  
 folgen» an vorderster Stelle genannt:

- Im Verhältnis zum Verkehrsbedarf unzurei-  
 chende Verkehrsflächen;
- Unangemessen hoher Zeitaufwand für die Zu-  
 rücklegung von Entfernungen im Stadtverkehr;
- Eine im Verhältnis zu Verkehrsflächen und  
 notwendigen Freiflächen überhöhte bauliche  
 Nutzung;
- Außergewöhnlich hohe Aufwendungen für  
 notwendige Infrastrukturmaßnahmen;
- Gesundheitsgefährdung durch Lärm und Luft-  
 verschmutzung,

kurz: gestörte, gefährdete und gefährdende Le-  
 bens- und Umweltverhältnisse, die das körperliche,  
 nervliche und seelische Befinden beeinträch-  
 tigen und daneben durch überhöhte Grund-  
 stückspreise und Mieten auch erhebliche materielle  
 Lasten verursachen. Für die überzeugten Entbal-  
 lungstheoretiker waren dies nicht Nebenfolgen der  
 Verdichtung, denen man steuern, mit denen man  
 fertig werden kann; für sie war es die Ballung selbst,  
 ihre konstitutiven Elemente und Ausprägungen.  
 Diese rückwärtsgewandten, am Idealtypus der alten  
 Stadt fixierten Vorstellungen sind der Kanoni-  
 sierung durch das Raumordnungsrecht des Bundes  
 glücklicherweise entgangen. Als dessen Formu-  
 lierung Anfang der sechziger Jahre begann, waren  
 sie bereits von der Einsicht abgelöst worden, daß  
 die expansive Konzentration von Bevölkerung,  
 Siedlung und Wirtschaft als Voraussetzung und  
 Folge der modernen Industriegesellschaft nicht  
 abgewehrt werden darf, sondern bejahend gestaltet  
 werden muß. Die Forderung nach Entballung, aus

der Furcht vor endloser Zersiedlung geboren, hat  
 sich im übrigen durch ihren inneren Widerspruch  
 selbst aufgehoben: Das weitere Ausufern der Stadt  
 durch ihre horizontale Auflockerung ist nur durch  
 vertikale Verdichtung einzudämmen.

Der Landesentwicklungsplan Baden-Württemberg  
 legt in den Schoß dieser eben noch verlästerten  
 Verdichtungsräume die ganze Zukunft des Landes:  
*Sie müssen Spitzenleistungen in den verschiedenen Be-  
 reichen des kulturellen Lebens durch räumliche Konzen-  
 tration und Zuordnung kultureller Einrichtungen er-  
 ermöglichen; zur Gestaltung des politischen Lebens und der  
 staatlichen Ordnung im besonderen Maße beitragen  
 durch räumliche Konzentration und Zuordnung zentra-  
 ler Einrichtungen des politischen Lebens, der Recht-  
 sprechung und der Verwaltung aller Zweige; Führungs-  
 zentren der Wirtschaft sein durch räumliche Zusammen-  
 fassung wirtschaftlich wichtiger zentraler Einrichtungen  
 und bestimmter, an die Verdichtungsräume gebundener  
 hochqualifizierter Produktionsstätten.*

Die offenkundigen Schäden und Überlastungser-  
 scheinungen können nach neueren Erkenntnissen  
 nicht mehr pauschal für ballungsspezifisch gehalten  
 werden; sie sind nicht zwangsläufige und unab-  
 wendbare Folge von Verdichtung schlechthin,  
 sondern Ausdruck ungeordneter Verdichtung,  
 Symptome einer noch nicht wirksam gewordenen  
 Raumordnung.

Die Verdichtung von Wohn- und Arbeitsstätten ist  
 im Raumordnungsgesetz des Bundes von 1965 po-  
 sitiv als Ordnungsprinzip der staatlichen Raum-  
 planung herausgestellt worden; wo sie dazu bei-  
 trage, räumliche Strukturen mit gesunden Lebens-  
 und Arbeitsbedingungen sowie ausgewogene  
 wirtschaftliche, soziale und kulturelle Verhältnisse  
 zu erhalten, zu verbessern und zu schaffen, soll sie  
 angestrebt werden; wo die Verdichtung zu unge-  
 sunden Bedingungen und unausgewogenen Ver-  
 hältnissen führt, soll ihr entgegengewirkt werden.  
 Insgesamt also nicht mehr Ballung als Entartungs-  
 erscheinung, sondern Verdichtung als bestim-  
 mendes Prinzip der modernen gesellschaftlichen  
 und wirtschaftlichen Entwicklung.

Am Ende dieses Prozesses sollen sich aber nicht  
 wenige große Verdichtungsräume und ein ländlicher  
 Bereich gegenüberstehen, der der passiven  
 Sanierung durch soziale Erosion überantwortet  
 wird. Die Verdichtung wird zum Raumordnungs-  
 prinzip auch außerhalb der großen Wirtschafts-  
 räume erklärt. So fordert die baden-württembergi-  
 sche Raumpolitik, daß der Verdichtungsprozeß die  
 historisch gewordene dezentralisierte Siedlungs-  
 struktur des Landes nicht zerstören darf. Da die  
 Verdichtungen wesentlich dazu beitragen können,

eine unwirtschaftliche Nutzung des Raumes zu vermeiden und sicherstelle, daß die zentralen Einrichtungen auf kürzestem und wirtschaftlichstem Wege für eine möglichst große Zahl von Menschen erreichbar sind, müßten auch in anderen Räumen mittlere und kleinere Verdichtungen angestrebt werden.

Dies fügt sich in das punkt-achsiale Gliederungsmuster ein, das die künftige Siedlungsstruktur bundesweit kennzeichnen soll. Mit Entwicklungsschwerpunkten in der Tiefe des Raumes will man der ringförmigen Expansion der großen Ballungen entgegenwirken; durch ihre Anlehnung an die vorhandenen Hauptverkehrslinien soll die verkehrs- und versorgungsmäßige Integration des Gesamtraumes erreicht werden; mit beidem hofft man, die den Verdichtungsräumen zugeordneten Naherholungsgebiete vor weiterer Zersiedlung retten zu können. Die Band- und Netzstrukturen, die das Bundesgebiet nach dieser Konzeption überziehen sollen, sind in Ansätzen bereits vorhanden. Der Ausbau von Entlastungsorten am Rande der Agglomerationen und die Ausbildung von Entwicklungsachsen entlang der Versorgungs- und Verkehrsstränge werden sie verstärken; beide sollen dazu verhelfen, daß eine «dezentralisierte Bevölkerungskonzentration» an die Stelle ausschließlich punktueller Verdichtung tritt.

Von der Entballung zur gezielten, kalkulierten Verdichtung, zur «Verdichtung nach Maß» also? Dies würde zunächst voraussetzen, daß die Frage nach der optimalen Größe und Form einer Agglomeration, nach dem Verdichtungsoptimum, eindeutig beantwortet werden kann. Dazu gibt es Theorien, wirtschaftswissenschaftliche Thesen, wonach von einem bestimmten Schwellenwert an die Verdichtung unwirtschaftlich wird. Sicher ist, daß bei hoher Verdichtung außerordentlich hohe Aufwendungen im Bereich der Infrastruktur erforderlich werden. Zustimmung verdient aber auch die These «von der optimalen Verteilung der Bevölkerung im Raum»; danach sind erst bei hinreichender Konzentration und entsprechendem Umfang der Bevölkerung die Voraussetzungen vorhanden, die ein optimales Versorgungsniveau und Infrastruktureinrichtungen zu optimalen Kosten bieten.

Der kritische Punkt der Verdichtung aber, an dem ihre Vorteile von ihren Nachteilen aufgehoben werden, läßt sich kaum bestimmen; er kann, wie der Raumordnungsbericht 1970 der Bundesregierung meint, *durch neue, allerdings kostspielige Infrastruktursysteme mit höherer Effizienz immer wieder hinausgeschoben werden, so daß trotz hoher Kosten das*

*Nutzen-Kosten-Verhältnis verbessert wird und für die Zukunft neue Kapazitätsreserven geschaffen werden.*

«Verdichtung nach Maß» würde weiter bedeuten, daß man auf den Entwicklungsverlauf und die Lokalisierung des Wachstums von Siedlung, Wirtschaft und Bevölkerung überhaupt Einfluß nehmen will und kann. Die Ballungsräume jedenfalls hat man ohne lenkende und ordnende Eingriffe «voll laufen lassen». In der Abstinenz gegenüber planender Voraussicht geübt, vertraute man auf die «invisible hand» des alten ADAM SMITH, die schon alles zum allgemeinen Besten lenken würde. Im freien Spiel der Kräfte hat dabei zu lange jeder seinen Part für sich gespielt, nicht mit-, oft gegeneinander und keiner hat das Ganze ins Auge gefaßt, nicht die wirtschaftlichen und kommunalen Egoismen, die untereinander konkurrierten, und nicht die ressortpartikularen staatlichen Aktivitäten, von denen viele zu spät in ihrer räumlichen Wirksamkeit erkannt und auf diese abgestimmt worden sind.

Die Ballungsräume befinden sich im Zustand der Unordnung. Befinden sie sich auch vor einer noch wirksam werdenden Raumordnung? Es ist müßig, zu streiten, ob die Uhr fünf vor oder schon fünf nach Zwölf zeigt. Sicher ist, daß nur noch eingedämmt, kaum mehr etwas wesentlich korrigiert werden kann. Die Raumordnung kommt für manches zu spät; sie läuft der Entwicklung hinterher, redet sanft auf sie ein mit zaghaften Postulaten von der Art: soll künftig entgegengewirkt, soll angestrebt, soll vermieden werden. Von hier bis zur Entscheidung des leitenden Angestellten gegen den Bungalow auf dem Land und für die Wohnung in der Stadt; von hier bis zum Entschluß der Städte gegen eine egozentrische Entwicklung und für eine vernünftige Funktionsteilung innerhalb des Raumes: Von hier bis dort ist ein weiter Weg; es ist der mühselige Weg, auf dem die allgemeinen Raumordnungsgrundsätze in zusammenfassenden Plänen konkretisiert und in Verwaltungsmaßnahmen übersetzt werden müssen; es ist der Weg, auf dem die Ziele der Raumordnung verwirklicht werden oder auf der Strecke bleiben können.

Aber Raumordnung hat es schwer in einem föderalistischen Staat, in einer freien Marktwirtschaft, im ungebundenen Kräftespiel widerstreitender Interessen, Egoismen und Kompetenzen: Es gehört zum Wesen ihrer Planung, die gesetzten Ziele nicht auch selbst zu verwirklichen und nur eine Reihe von Planungsträgern auf nachgeordneten Ebenen binden und ermächtigen zu können. Ihre Intentionen sind, wenn sie bei der Konkretisierung in Verwaltungsakten und Satzungenormen unten ankomm-



*Wirtliche Stadt – das mag auch verstanden werden als die einladende, den Besucher freundlich aufnehmende Stadt, in der man gerne Gast ist . . .*

men, mehrfach gebrochen und oft nur noch ein schwaches Echo ihrer selbst. Die Raumordnung legt sich die Selbstbeschränkung auf, nur indirekt Einfluß nehmen zu wollen; sie verzichtet auf unmittelbare Eingriffe in den Marktmechanismus und hofft, durch das Angebot infrastruktureller Standortgunst die unternehmerische Standortwahl für sich entscheiden zu können. Sie legt den Rahmen fest und wartet darauf, daß ihn öffentliche und private Initiative ausfüllt. Und Raumordnung in den Ballungsgebieten unseres Landes hatte allzulange keine verbindlichen Träger, wie seit 1973 die Regionalverbände und ab 1976 voraussichtlich die Nachbarschaftsverbände, die den engeren Stadt-Umland-Zusammenhang der Großstädte erfassen sollen. Die Aufgabe auf diesen Ebenen muß es sein, die scheinbar wildwuchernde Verstädterung mit gliedernden Ideen zu durchdringen und die kommunalen Einzelentscheidungen an Ord-

nungsvorstellungen für den gesamten Raum zu orientieren. Diese gliedernden Ideen sollen an der traditionellen Vorstellung der Überschaubarkeit urbaner Verhältnisse anknüpfen, wird wieder gefordert. Große Erwartungen richten sich auf den Versuch, den ausgeferten Städten auf diese Weise das menschliche Maß zurückzugewinnen, Hoffnungen, die manchen trügerisch erscheinen, weil die gebaute Wirklichkeit nicht so flugs variiert werden kann, wie es zur Realisierung der wechselnden städtebaulichen Ideale erforderlich wäre; trügerisch auch, weil räumliche Nachbarschaft nicht zwangsläufig zu der damit erstrebten sozialen Nachbarschaft führen muß; die eine läßt sich durch die andere nicht erzwingen.

So bleibt die wachsende Stadt, die Verstädterung des Landes, weiterhin eine Aufgabe, deren Lösung offen ist, von der wir aber wissen, daß sie wesentlich über unsere Zukunft wird mitentscheiden.

Das Unbehagen am Städtebau wurde in den vergangenen Jahren wiederholt und eindringlich artikuliert. Städteplaner, Soziologen und Politiker haben – nicht selten in selbstkritischer Weise – Fehlentwicklungen aufgezeigt und Vorschläge für einen «neuen Städtebau» in die Diskussion eingebracht. Auch der Deutsche Städtetag, Spitzenverband jener «kranken» Objekte, hat sich mit seinem Appell *Rettet unsere Städte jetzt* (1971) und mit seinen *Wege zur menschlichen Stadt* (1973) daran beteiligt. Die Auseinandersetzung um die «menschliche Stadt» – was immer man im Detail darunter verstehen mag – bezieht immer mehr die Stadtzentren ein. Das Interesse an diesen organisch gewachsenen Strukturen, an ihren historischen Gebäuden und Proportionen hat sich – als Reaktion auf den derzeitigen Zustand – in erfreulichem Maße verstärkt. Denn im Zuge der fast konsequent durchgesetzten Trennung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit – worin viele einen Hauptgrund für die Misere des Städtebaues sehen – wurde dem Stadtzentrum immer mehr die Funktion des Dienstleistungsbereiches zugewiesen. Die Wohnbebauung mußte zugunsten von Geschäftsbauten zurückweichen, die aus der Citybildung resultierende Eskalation des Individualverkehrs ging ebenfalls meist auf Kosten vorhandener Wohnbebauung und integrierter Sozialstruktur; schließlich entspricht der Standard der vorhandenen Substanz meist nicht den Anforderungen des derzeitigen Wohnkomforts.

Die Stadt ist heute jedoch nicht nur *unwirtlich*, sondern auch einseitig ökonomisch geworden. Ihre Funktion scheint sich weitgehend auf das Anbieten und das Umsetzen von Dienstleistungen und Waren zu erstrecken und sich gleichzeitig darin zu erschöpfen. Zwar ist der Markt heute wie in der Vergangenheit wesentlicher Bestandteil der Stadt; das ökonomische Prinzip hat sich jedoch – dies stellt auch der Deutsche Städtetag in seinen *Wege(n) zur menschlichen Stadt* fest – den Zielen der «menschlichen Stadt» unterzuordnen.

Bei den Überlegungen über die Neugestaltung der Städte, insbesondere ihrer Kerne, sind die Faktoren zu berücksichtigen, die in ihrer Summe das Wesen der urbanen Stadt ausmachen. Einer ihrer wesentlichen ist die Kommunikation, verstanden als ein umfassender Vorgang, bei dem Einzelpersonen oder Gruppen mit anderen Individuen oder Gruppen in Kontakt treten und sich in unterschied-

lichster Weise äußern, mit dem Ziel, eine bestimmte Wirkung zu erreichen.

Kommunikation vollzieht sich in der Privatsphäre und im öffentlichen Raum. Während gegenwärtig der Bereich des Privaten sehr stark dominiert, findet Kommunikation in der Öffentlichkeit immer weniger statt. Städtisches, urbanes Leben kann sich jedoch nur dann entwickeln, wenn zwischen den Polen «Privatheit» und «Öffentlichkeit» ein ausgewogenes Verhältnis besteht. Wenn es heute vielen Städten an Urbanität mangelt, dürfte das vor allem daran liegen, daß Möglichkeiten zu öffentlicher Kommunikation gar nicht erst geschaffen oder zerstört worden sind.

Kommunikation steht in einem engen Zusammenhang mit der Vermittlung von Informationen. Stadtentwicklung und Stadtsanierung hätten deshalb diesen beiden Bereichen erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken und die Schaffung öffentlicher Räume (auch im Sinn von freien Plätzen) und Einrichtungen zu realisieren, die diesen Bedürfnissen gerecht werden.

Verkehrsfreie Straßen und Plätze – Fußgängerzonen –, zu denen sich die Kommunen in zunehmender Zahl entschließen, können wesentlich zur «urbanen Qualität» einer Stadt beitragen. Allerdings sollten sie nicht ausschließlich – was jedoch für die Entscheidung dafür oder dagegen oft ausschlaggebend zu sein scheint – unter ökonomischen Gesichtspunkten der Umsatzsteigerung des Handels und der Dienstleistungsbetriebe gesehen werden. Allzuleicht werden sie sonst zur bloßen Konsumstimulanz degradiert anstatt die Möglichkeit zu geben, «Öffentlichkeit» zu erleben.

Zur Intensivierung öffentlicher Kommunikation und Informationsvermittlung sind weitere Überlegungen und Maßnahmen notwendig. Eine davon könnte das in der Vergangenheit immer wieder genannte – und auch praktizierte – städtische Bürgerhaus als Informations-, Kommunikations- und Kulturzentrum sein. Soweit beobachtet werden kann, beschränken sich entsprechende Vorschläge und Vorhaben auf die additive Zusammenfassung verschiedener vorhandener Institutionen unter dem Gesichtspunkt rationeller und multifunktionaler Nutzung von Räumen und Einrichtungen unter weitgehender Wahrung ihres institutionellen Eigenlebens. Wenn hier einige Aspekte solcher Konzepte behandelt werden, geschieht dies weniger unter dem Blickwinkel der Addition, als viel-



*Ist es ein Wunder, wenn so geschaffenes kindliches Unbehagen ein ganzes Leben lang nicht mehr überwunden werden kann und zur lebenbegleitenden Aggression wird? . . .*

mehr unter dem Gesichtspunkt der Integration der vorhandenen Einrichtungen und der Erweiterung der Aufgabenstellung eines solchen Zentrums, dessen Träger die Kommune sein müßte.

Hauptaufgabe dieses Zentrums, das seinen Standort im geographischen Zentrum seines Einzugsbereiches, wobei hier an die Einwohnerzahl einer Mittelstadt gedacht wird haben müßte, sind Information und Kommunikation. Information auf der Ebene der Stadt erfolgt heute zum großen Teil durch die Erwachsenenbildung (Volkshochschulen), durch die kommunalen Bibliotheken und durch die städtische Öffentlichkeitsarbeit. Diese Einrichtungen hätten ihren gemeinsamen Platz in diesem Zentrum, wobei der Volkshochschule das Schwergewicht «Erwachsenenbildung» und den Bibliotheken das der «Bereitstellung von Medien» zuzuweisen wäre. Die Arbeit beider Institutionen wäre organisatorisch und fachlich weitgehend zu integrieren und aufeinander abzustimmen. Ihre sachliche und personelle Ausstattung ist heute weitgehend unzulänglich. Der Erwachsenenbildung wäre u. a. die Beschäftigung mit Bildungsbenachteiligten und Randgruppen in verstärktem Maße zu ermöglichen und das Angebot der Biblio-

theken hätte sich neben Büchern auch auf audiovisuelle Medien (Tonträger, Dias, Filme u. a.) in ausreichendem Maß zu erstrecken. Im einzelnen wird auf hierzu erarbeitete detaillierte Gutachten verwiesen (*Bibliotheksplan 1973*, Gutachten der kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung: *Die öffentliche Bibliothek 1973*, *Ausbauplan der Volkshochschulen in Baden-Württemberg*, 1974). Die Erweiterung der Aufgabenstellung eines solchen Zentrums hätte in der Weise zu erfolgen, daß dort sämtliche die Stadt betreffenden und für einen Bürger relevanten Daten und Informationen erhältlich sind. Hier wäre zumindest über Planungen (Bebauungspläne, Sanierungen, Sozialpläne) zu informieren. Es würde zu weit führen, wollte man hier näher auf die Mitwirkungsmöglichkeiten der Bürger eingehen. Ein «Bürgerberater» hätte hier seinen Platz, der in kommunalen Fragen Auskunft gibt und «Anlaufstelle» für Beschwerden sein könnte. Ferner müßte anhand der Sitzungsniederschriften (und in anderer Form) eine Unterrichtung über Gemeinderatsbeschlüsse erfolgen; ebenso könnten sich beispielsweise Gemeinderäte zu Gesprächen mit Bürgern zur Verfügung stellen. Der Aufgabenkatalog ließe sich

noch erweitern; hier können nur einige Punkte angerissen werden.

Ein solches Zentrum hätte auch eine umfassende öffentliche Kommunikation zu ermöglichen; es wäre ein Ort – wenn auch ein zentraler – an dem «Öffentlichkeit» stattfindet. Ob darin besondere «Altentagesstätten» und «Jugendräume» angeboten werden sollen oder ob eine Integration von jung und alt sinnvoll und möglich ist, soll hier nicht erörtert werden. Das Zentrum sollte jedoch Räume und Gelegenheiten sowohl für feste als auch für informelle Gruppen bieten. Darüber hinaus wären organisatorische und technische Hilfestellungen zu bieten (etwa Vervielfältigungs- und Fotokopiergeräte, Schreibmaschinen).

Die Möglichkeiten dieses Zentrums dürften sich nicht in «veranstalteten» Angeboten erschöpfen, sondern es hätte Spielraum für Eigeninitiative und

zu spontaner Aktion zu lassen. Hier könnte auch ein Teil dessen stattfinden, was bisher als «kommunale Kultur» abläuft, jedoch weniger im Sinn von reproduzierendem Kulturkonsum eines meist elitären Kreises, sondern als im egalitären Sinne aufgefaßte kreative, eigenschöpferische Betätigung.

Eine solche Einrichtung erfordert neben erheblichem finanziellem Aufwand zweifellos mehr als bisher: Phantasie, neue Ideen, das Experiment – und bei den Kommunen auch eine Aufgeschlossenheit für neue Aufgaben. Das unter diesen Voraussetzungen möglicher- (und wünschenswerter-) weise sich entwickelnde Bewußtsein wird in seine Reflexion auch den (kommunal-)politischen Raum mit einbeziehen. Doch dies sollte im Interesse einer demokratischen Gesellschaft ohnehin das erste Ziel sein.

---

## Städtebilder

Willy Leygraf

Das Bild einer Stadt –. Silhouette, Kontur, auf das Charakteristische reduziert: Kirche, Schloß oder Burg; Berg und Fluß; Brücken, Mauern und Tore; das Hochgericht. So einfach war das für BRAUN und HOGENBERG, für MERIAN. Über das Städtische gab es keinen Zweifel: Die Siedlung hatte Stadtrecht – oder eben nicht. Und allein schon wegen dieses Rechts war sie Stadt – oder eben nicht. Residenz- oder Reichsstadt, Ackerbürgerstadt oder Handelsmittelpunkt, das machte wenig Unterschied. Mauern und Tore waren wichtig als Abschluß und Abwehr nach außen.

Stadtluft macht frei; jedenfalls diejenigen, die von Rechts wegen an ihr teilhaben. Frei vor allem von der Leibeigenschaft. Aber nicht vom Zwang der Zünfte, nicht von der Gliederung des Oben und Unten nach Stand und Besitz. Und abends wurden die Tore geschlossen: So offen und zugänglich, so sehr Angebot der Freiheit für jedermann waren sie nun auch wieder nicht, diese Städte, deren charakteristische Umrißlinien MERIAN, BRAUN und HOGENBERG überliefert haben.

Die gebildeten Reisenden des 17., des 18. und 19.

Jahrhunderts haben wenig nach einer Topografie des Städtischen gefragt. Ihnen waren die Akzente wichtig, die Besonderheiten und Höhepunkte im Bild der jeweils einzelnen Stadt: die Dome und Plätze, Architektur und Kunst von Rang, das, was man heutzutage Sehenswürdigkeiten nennt. Wenn sie einen Blick aufs Detail geworfen haben, ist selten mehr als ein Genre-Bild entstanden. Das meiste blieb subjektive Beschreibung des Inventars, Ab-schilderung eines Bestands ausgewählter Kulissen. Wer fragte und fragt schon danach, wie und wovon und warum eigentlich die Leute in den Städten leben. Warum und wie sie hergekommen sind. Wer ihnen Hoffnungen machte und wer diese Hoffnungen wieder zerschlug. Städtebilder, die auf Genauigkeit und Vollständigkeit der Wiedergabe aus sind, haben nur selten viel vorzuweisen an Schönheit, Kunst und Berühmtheit. Städte und ihre Bewohner sind in aller Regel sehr alltäglich. Wunder und Abenteuer bieten sie höchstens für den Reisenden, der ganz wo anders zuhause ist. Oder für den, der all seine Hoffnung gerade auf diese Stadt vorausgeworfen hat.

Erst tauchen auf dem grüngrauen Land ein paar Baracken auf, dann Häuschen, dann Häuser, da steht die erste Fabrik. Ein Holzlager. Grau ist die Natur – immer sieht die Grenze zwischen der Stadt und dem flachen Land aus wie ein Müll- und Schuttplatz. Da ist eine Vorortbahn, viele Schornsteine; die erste Elektrische. Noch rollt der Zug glatt und mit unverminderter Geschwindigkeit; Straßenzüge begleiten uns, noch mit Bäumen besetzt, dann bleiben die Bäume zurück; Reklame- tafeln, Wagen, Menschen, nun fährt der Zug langsamer und langsamer, nun rollt er im Schritt. Da – das sind die hohen Steinmauern der Einfahrt. Schwarzgespült vom Rauch sind sie, ruhig und trübe; hier schlagen die Wellen der Fremde an das heimische Gestade . . . Heimisch? Für wen? Wir sind Fremde. Wir kommen in die fremde Stadt. Die ahnt nichts von denen, die hier ankommen. Heute kommen an: achtundvierzig Leute, die nur ihr Geld ausgeben wollen – (zum Hotelportier: «Sagen Sie mal, wo kann man denn hier mal – ?»); zweiunddreißig Reisende in Tuch, Eisenwaren und Glasstöpseln; ein Kranker, der einen Arzt konsultieren will; achtundsechzig Menschen, die in ihre Stadt zurückkommen, die zählen nicht; und Fremde, Fremde, Fremde: herangewanderte, arme Teufel, die ein Glück versuchen wollen, das sie noch nie gehabt haben – der berühmte junge Mann, der «mit nichts hier angekommen ist und heute ist er . . .» Fremde, Fremde. Unberührt von ihnen liegt die Stadt.

Haus an Haus schleicht vorbei – wir sehen die Kehrseiten der Häuser, wo schmutzige Wäsche hängt und rußige Kinder schreien, wo Achsen auf den Höfen ächzen und Küchen klappern – die Stadt zeigt uns Fremden ein fremdes Gesicht. Innen sieht sie ganz anders aus. Es gibt an einer bestimmten Stelle Schreibmaschinen billiger; morgens um halb elf müssen alle Leute, die zur feinen Gesellschaft gehören wollen, in einer bekannten Allee ihr Auto einen Augenblick halten lassen; Mittag ißt man gut bei . . . ja, das wissen wir nicht; Schuhe kauft man vorteilhaft . . . in welcher Straße? – im . . . – Theater ist eine herrliche Premiere mit einem wundervollen Krach zwischen dem Direktor und der Geliebten des Geldgebers. Ihre eigene Sprache hat die Stadt: statt «Geld» sagt man hier . . . ja, das wissen wir nicht; um den Witz in der Zeitung zu verstehen, die sich der ganze Zug eine Station vorher gekauft hat, muß man wissen, daß es sich um Frau H. handelte, die mit einer Mörderin zusammen eingesperrt sowie homosexuell ist; auf dem Witzbild erkundigt sie sich nach ihrer Zellen-genossin: «Ist sie blond?» fragt sie den Schließer – das verstehn wir alles nicht. Wir wissen gar nichts. Für uns ist das eine fremde Stadt. Und wir werden ihr einen Teil unseres Lebens geben; wir werden uns einleben, die Stadt wird sich in uns einleben, und nach zwei Jahren gehören wir einander, ein bißchen. Wir sagen nicht mehr «gnädige Frau» zur Stadt – wir sagen

dann einfach «Sie». Wir wissen schon, wo man vorteilhaft Regenschirme kaufen kann und das mit der schicken Allee und wo man gut und billig zu Mittag ißt, das alles können wir den neuen Fremden, die nach uns kommen, schon ganz leichthin sagen, als seien wir damit aufgewachsen und als sei das gar nichts. Aber: du . . . du sagen wir noch nicht zur Stadt. Das sagen nur die, die hier groß geworden sind. Die, die ihre ersten Worte in ihren Gassen, in ihren Kinderliedern und auf ihren Rasen gestammelt haben; die ein bestimmtes Viertel der Stadt auf ewig mit einer bestimmten Vorstellung verbinden, denn dort haben sie zum erstenmal geküßt, die in den vorweihnachtlichen Tagen im Omnibus in die Hände gepatscht und sich die Nase an den Scheiben platt gedrückt haben. «Guck mal, Papa! Mama! Sieh mal da!» – und denen dort im Omnibus die Welt erklärt worden ist . . . die sagen du zur Stadt. Die kümmert sich nicht um die Fremden, die täglich heranbrausen. Sie führt ihr Leben . . . wer will, darf's mitleben. Sie formt die Fremden langsam um, und wenn die Fremden Geduld haben, dann sind sie es nach zwanzig Jahren nicht mehr. Nicht mehr so ganz. Nur tief, im fremden Herzen, sind sie es noch: da frieren sie, die Fremden. Da hält der Zug. Und alle steigen aus; sie suchen, die Wurzellosen, eine Heimat in der Heimat der Stadt, die schon eine Heimat ist: für die andern. In wieviel Städte werden wir noch einfahren?

Alle diese Städte werden sich wenig voneinander unterscheiden. Eine ist immer wie die andere. Und deshalb bleiben so viele, wo sie nun einmal sind. Sie nehmen sie hin, die Stadt, in die irgendwann einmal ein Angebot oder eine Hoffnung sie aufbrechen ließ. – Und die meisten nehmen die Stadt hin, in der sie aufgewachsen sind. Sie nehmen sie hin, gleichgültig, ohne viel darüber nachzudenken. Sie machen ihre täglichen, alltäglichen Erfahrungen – ohne große Hoffnungen oder Illu-

sionen. Man hat ihnen gesagt, die Stadt, das sei gesteigerte Gegenwart, pulsierendes Leben. Ja, pulsierendes Leben auf allen Straßen: Individualverkehr, Linienverkehr. Von der Wohnung zur Arbeit. Von der Arbeit zum Einkauf. (Von Geschäft zu Geschäft.) Von der Arbeit zur Kneipe. (Von Geschäft zu Geschäft.) Von der Arbeit, vom Einkauf, von der Kneipe nachhause. Was bringt die Arbeit? Wer macht das Geschäft? Und wie sehr weiß einer, daß er hier zuhause ist?

Man könnte das alles verwechseln. Immer die Straßen entlang. Fünf Stock hoch, vier Stock hoch, sieben Stock hoch. Haustüren, Fenster, Einfahrten. Fenster, Einfahrten, Haustüren. Man könnte das alles verwechseln.

Tabakwaren, Lotto und Toto  
Butter, Eier, Käse  
eine Kneipe.

Obst und Gemüse  
ff. Fleisch- und Wurstwaren  
coop  
Tabakwaren  
eine Kneipe.

Blumen – Milchprodukte  
Supermarkt  
Bastlerbedarf und Schreibwaren . . .

So in dieser Straße und in der nächsten quer und drei weiter wieder das gleiche.  
Spirituosen dazwischen und eine Medizinaldrogerie, eine Kneipe wieder.

Man könnte das alles verwechseln.

## Walter Benjamin · Aus der «Berliner Chronik»

Sich in einer Stadt nicht zu-rechtfinden – das mag uninteressant und banal sein. Unkenntnis braucht es dazu – sonst nichts. In einer Stadt sich aber zu verirren – wie man in einem Wald sich verirrt –, das bedarf schon einer ganz anderen Schulung. Da müssen Schilder und Straßennamen, Passanten, Dächer, Kioske oder Schenken zu dem Umgetriebenen so sprechen wie ein knackendes Reis im Walde unter seinen Füßen, wie der erschreckende Schrei einer Rohrdommel aus der Ferne, wie die plötzliche Stille einer Lichtung, in deren Mitte eine Lilie aufschießt.

Wahrscheinlich wird darin nie einer Meister, worin er nicht die Ohnmacht gekannt hat, und wer dem zustimmt, der wird auch wissen, daß diese Ohnmacht nicht am Anfang oder vor aller Bemühung um die Sache liegt, sondern mitten in ihr. So käme ich denn jetzt zur Mitte meines Lebens mit Berlin, die sich über die ganze spätere Kindheit bis an den Anfang meiner Studienzeit erstreckt: die Ohnmacht vor der Stadt. Die war doppelt gegründet: einmal in einem sehr schlechten Orientierungssinn; wenn es dreißig Jahre gedauert hat, bis mir das Wissen um Rechts und Links in Fleisch und Blut übergang, bis ich herausbekam, wie man einen Stadtplan benutzt, so war mir das Wissen um dies Ungeschick doch lange nicht geläufig; und wenn

etwas fähig war, meinen Widerwillen, von ihm Kenntnis zu nehmen, zu steigern, so war es die Beharrlichkeit, mit der mich meine Mutter mit der Nase draufstieß. Ihr verdanke ich die träumerische Resistenz beim gemeinsamen Gang durch die selten von mir betretenen Straßen der City. Dieser Resistenz aber wiederum wer weiß wie viel von dem, was heute meinen Umgang mit den Straßen der Stadt fundiert. Und insbesondere einen Blick, der nicht den dritten Teil von dem, was er auffaßt, zu sehen scheint. Auch erinnere ich mich, wie meiner Mutter nichts unausstehlicher war als die Peinlichkeit, mit der ich beim Gang durch die Straßen immer wieder um einen halben Schritt hinter ihr blieb. Langsamer, ungeschickter, blöder zu scheinen, als ich es war, diese Gewohnheit nahm ich auf solchen gemeinsamen Gängen an; und sie hat die große Gefahr, sich schneller, geschickter, schlauer zu glauben, als man es ist. Die frühe Kindheit schloß ihn in sein Wohnviertel – den alten oder neuen Westen, welchen die Klasse, die ihn zu ihrem Angehörigen bestimmt hatte, in jener aus Selbstgefühl und Ressentiment gebildeten Haltung bewohnte, die etwas wie ein ihr zum Leben verliehenes Ghetto aus ihm machte. Jedenfalls war er in dieses Viertel der Wohlhabenden eingeschlossen,

ohne von einem andern zu wissen. Die Armen – für reiche Kinder seiner Generation lebten sie auf dem Dorfe. Und wenn er den Armen in dieser Frühzeit sich vorstellen konnte, so war es, ohne daß er Name und Herkunft gekannt hätte, unter dem Bild des Schnorrers, der eigentlich ein Reicher – nur ohne Geld – ist, da er – dem Produktionsprozeß und der von ihm noch nicht zu abstrahierenden Ausbeutung weit entrückt – zu seinem Darben sich so kontemplativ verhält wie der Reiche zu seinem Haben. In frühen Jahren lernte ich «die Stadt» nur als den Schauplatz der «Besorgungen» kennen, bei denen zum ersten Mal sich erwies, wie uns das väterliche Geld eine Gasse zwischen den Ladentischen und den Verkäufern und den Spiegeln und den Blicken der Mutter bahnte, deren Muff auf dem Tisch lag. In der Schmach eines «neuen Anzugs» standen wir da, aus den Ärmeln sahen die Hände heraus wie schmutzige Preistafeln; und in der Konditorei erst wurde uns besser, und wir fühlten dem Götzendienst uns entronnen, der unsere Mutter vor den Idolen erniedrigte, deren Namen Mannheimer waren, Herzog und Israel, Gerson, Adam, Esders und Mädler, Emma Bette, Bud und Lachmann. Eine Reihe unerforschlicher Massive, nein Höhlen von Waren – das war «die Stadt».

Kein Zweifel, daß ein Gefühl, die Schwelle der eignen Klasse nun zum erstenmal zu überschreiten, an der fast beispiellosen Faszination, auf offener Straße eine Hure anzusprechen, Anteil hatte. Stets aber war am Anfang dieses Überschreitens einer sozialen Schwelle auch das einer topographischen, dergestalt, daß ganze Straßenzüge so im Zeichen der Prostitution entdeckt wurden. Aber war es wirklich ein Überschreiten? Ist es nicht vielmehr eher ein eigensinnig-wollüstiges Verharren auf der Schwelle, ein Zögern, das das triftigste Motiv in dem Umstand hat, daß diese Schwelle ins Nichts führt? Unzählig aber sind in den großen Städten die Stellen, wo man auf der Schwelle ins Nichts steht, und die Huren sind gleichsam Laren dieses Kultus des Nichts und stehen in den Haustoren der Mietskasernen und auf dem sanfter schallenden Asphalt der Perrons.

«Markthalle Magdeburger Platz».  
– Man denke nicht, daß es Markt-Halle hieß. Nein, man sprach «Mark-Thalle», und wie diese beiden Wörter in der Gewohnheit des Sprechens verschlissen waren, daß keines seinen ursprünglichen Sinn beibehielt, so waren in der Gewohnheit meines Gangs durch diese Halle verschlissen alle Bilder, welche sie gewährte, so daß ihrer keines sich dem ursprünglichen Begriff von Einkauf oder Verkauf darbot. Hatte

man den Vorraum mit den schweren, in kräftigen Spiralen schwingenden Türen hinter sich gelassen, heftete sich der erste Blick auf Fliesen, die von Fischwasser oder Spülwasser schlüpfrig waren und auf denen man leicht auf Karotten ausgleiten konnte oder auf Lattichblättern. Hinter Drahtver schlägen, jeder behaftet mit einer Nummer, thronten die schwerbeweglichen Weiber, Priesterrinnen der käuflichen Ceres, Marktw weiber aller Feld- und Baumfrüchte, aller eßbaren Vögel, Fische und Säuger, Kupplerinnen, unantastbare strickwollene Kolosse, welche von Stand zu Stand miteinander, sei es mit einem Blitzen der großen Knöpfe, sei es mit einem Klatschen auf ihre Schürze, sei es mit busenschwellendem Seufzen verkehrten. Brodelte, quoll und schwoll es nicht unterm Saum ihrer Röcke, war nicht dies der wahrhaft fruchtbare Boden? Warf nicht in ihren Schoß ein Marktgott selber die Waren: Beeren, Schattiere, Pilze, Klumpen von Fleisch und Kohl, unsichtbar beiwohnend ihnen, die sich ihm gaben, während sie träge, gegen Tonnen gelehnt oder die Waage mit schlaffen Ketten zwischen den Knien, schweigend die Reihen der Hausfrauen musterten, die mit Taschen und Netzen beladen, mühsam, die Brut vor sich, durch die glatten, stinkenden Gassen zu steuern suchten. Wenn es dann aber dämmerte und

man müde wurde, sank man tiefer wie ein erschöpfter Schwimmer. Endlich trieb man im lauen Strom stummer Kunden dahin, die wie Fische auf die stachligen Riffe glotzten, wo die schwammigen Najaden sich's wohl sein ließen.

Lange, jahrelang eigentlich, spielte ich schon mit der Vorstellung, den Raum des Lebens graphisch in einer Karte zu gliedern. Ich habe mir ein Zeichensystem ausgedacht; und auf dem grauen Grund solcher Karten ginge es bunt zu, wenn die Wohnungen meiner Freunde und Freundinnen, die Versammlungsräume der mancherlei Kollektiva von den «Sprechsälen» der Jugendbewegung bis zu den Versammlungsorten der kommunistischen Jugend, die Hotel- und die Hurenzimmer, die ich für eine Nacht kannte, die entscheidenden Tiergartenbänke, die Schulwege und die Gräber, deren Füllung ich beiwohnte, die Stellen, an denen Cafés prangten, deren Namen heute verschollen sind und uns täglich über die Lippen kamen, die Tennisplätze, auf denen heute leere Mietshäuser stehen, und die gold- und stuckverzierten Säle, die die Schrecken der Tanzstunden beinahe Turnsälen gleichmachten – es ginge bunt zu auf dem grauen Grund solcher Karten, wenn all das dort deutlich unterscheidbar eingetragen würde – – –.

Manche sagen, die Stadt sei aus dem Markt entstanden, der Markt erst schaffe die Stadt, mache das Städtische erkennbar. Markt als Tausch und Gespräch, als Kommerz und Kommunikation. Aber das bedeutet doch seit eh und je: Profit für wenige, Informationen für Auserwählte. Juden durften nur mit Trödel handeln; wer nicht zu den Zünften gehörte, blieb auf den Taglohn verwiesen. Klatsch war und ist das Informationssurrogat für die mit den leeren Händen. Die den Gewinn haben, die haben auch das Sagen. Für die Besitzlosen bietet der Markt Abfall, Geschwätz und Spektakel. Unterdes werden die Stimmen nicht müde, die aus der Stadt Moloch und Babel machen, Asphaltchungel und Betonwüste. – Und sie merken nicht

einmal, wie sie so die Vielzahl ihrer Mitbürger und Zeitgenossen verurteilen oder auf arrogante Weise bedauern. Ebensowenig müde werden die anderen, die das Hohe Lied der Stadt und vor allem der Großstadt singen. Sie wissen nicht oder verschweigen, wieviel Schicksal an jeder Häuserzeile entlangzubuchstabieren ist, wieviel Ungerechtigkeit sich im Zentrum multipliziert, wieviel unerfüllbare Wünsche in den Vorstädten geträumt werden. Sie singen trotzdem das preisende Lied auf die Stadt.

Sie wollen nicht sagen:  
Gebildeter, weltläufiger, skrupelloser als das Landvolk.  
Sie wollen nicht sagen:  
Klüger, schlauer, verschlagener als die Bauern.  
Und sie sagen: urban.

Aber meinen sie damit den Proletarier,  
der von Schicht zu Schicht, von Lohntag zu Lohntag  
lebt?

Oder die Putzfrau,  
die morgens um sieben aus den aufgeräumten  
Büros nach Hause geht,  
um die Kinder für die Schule zu richten?

Oder den Busschaffner,  
der kurz nach Mitternacht an der Buschkrugallee  
zwanzig Minuten Schlaf vorwegnimmt  
und vom Urlaub auf Mallorca träumt?

Wen meinen sie, wenn sie sagen: urban?

Die von der Stadt reden und von Urbanität, meinen  
immer eine Stadt, die sie benützen können. Und  
von der sie dann auch nach Bedarf sich freimachen  
können, um in Zehlendorf oder Maichingen zu  
wohnen, in Büderich oder Marienburg; jedenfalls:  
irgendwo außerhalb, wo die Stadt so wenig Stadt ist

Keinen kennen,  
das heißt: allein sein.

Keinen kennen, das heißt aber auch:  
Jeden zum Freund gewinnen können. Vielleicht.

Man trinkt sein Bier  
nebeneinander in der Kneipe.  
Man erzählt das ganze Glück  
und das ganze Elend seines Lebens.

Man trinkt noch ein Bier  
und noch einen Schnaps nebeneinander  
und fast schon miteinander.  
Aber dann geht jeder seiner Wege.

wie das Land noch agrarisch: an den Übergängen,  
wo sich der Wohlstand bescheiden, doch deutlich  
erkennbar macht.

Den Traum vom Urbanen träumen immer nur die  
wenigen, die es sich leisten können. Den meisten  
bleibt immer nur der enge Umkreis des Alltags und  
kleiner Vergnügen.

Sie kennen von der Stadt, in der sie wohnen, sie  
bestimmen in der Stadt, die sie umgibt, nicht mehr,  
als sie sich aneignen können.

Wenn sie aus den Vororten, den Trabantensied-  
lungen, den Arbeiterquartieren in die Zentren  
kommen, wo – wie man so sagt – das Leben pul-  
siert, bleiben sie Besucher und Passanten, dem  
Verbunden, was von Arbeit und Lohn bestimmt ist  
und von den abgezählten Summen für Miete und  
für das, was man so braucht.

Den Traum vom Urbanen, von Stadt und Freiheit  
und Freizügigkeit muß man sich schon etwas kos-  
ten lassen. Aber wer kann das?

Man wird sich kaum wiedersehen.  
Und wiedererkennen noch weniger.

Nirgendwo ist die Einsamkeit größer  
als unter den vielen, die einander nicht kennen.  
Aber sie lassen einander gelten.

Jeder läßt jeden gelten.

Nirgendwo übersieht man die Not des Nachbarn so  
leicht und so gern wie dort, wo jeder jeden gelten  
läßt: man läßt ihn auch in seinem Elend gelten.  
Man läßt jedem seine Narrheit, seine Not, seinen  
Untergang.

## Hans Heinrich Ehrler · Magische Einsamkeit

Man sagt mir, in Berlin könne man  
einsamer wohnen als auf einem  
wüsten Berg oder in ausgestorbener  
Heide. Das wäre etwas wie mit  
jenem Fabrikmeister im Maschinen-  
saal, der die Geräusche braucht,  
um zu hören. Oder es ließe den  
Vergleich zu, ein neuzeitiger Ana-  
choret zöge sich in eine Kammer  
inmitten dieser Stadt zurück, um  
seinem heiligen Schweigen die erst  
durch dessen lauten Gegenstoff

umwandete Zelle zu geben. Die  
unübersehbaren Häusergevierte  
würden zum schichtenweisen Mau-  
ermantel, und was dazwischen lär-  
mend hindurchrauscht, zum Mittel  
der Schalldichtung.  
Das Geheimnis aber ist, daß soviel  
Menschenschicksal um sein Schick-  
sal kreist, berührt und nicht berührt  
zugleich, abgewehrt, doch um so  
tiefer miterlitten.  
Ich saß in der hochgelegenen Stube

eines so lebenden Dichters, der nach  
ernsten Gesprächen mit mir aus  
seinem Haus austritt, als sei der  
Stadt imposantes Gefüge nur ein  
Durchgang.  
Hat nicht selbst der sich hingebende  
Fremdling dies erfahren? Kam er  
nicht aus Einsamkeit und geht in  
Einsamkeit zurück? Was wird sich  
an ihm verändert haben, wird sein  
Auge die Blume nicht mehr sehen,  
wie vordem?

Geschenk und Not für den in die Masse geratenen Empfindsamen ist: jedes Erlebnis, das beglückende wie das erschütternde, geschieht auf einem weit zitternden Membran, tönt imaginär in alle um mich geschichteten Wesen; meine Lust wird ihre Lust, meine Trauer ihre Trauer, meine Angst ihre Angst; hinwiederum werde ich unbewußt von ihnen her bewegt und bedrängt. Ich spüre, ohne sie betasten zu können, die große Wunde, welche an solcher Stadt dauernd zehrt, ich werde kindlich unbeholfen an der Hilflosigkeit, die sich, doch sachlich tapfer, auf deren Riesenboden unter den Gewalten des Lebens windet. Nichts an mir kann sich der mysteriösen Verwirklichung entziehen, mein Körper macht sie durch wie meine Seele. Dann aber erfahre ich den noch geheimnisvolleren Rückschlag, wie ungeheuer allein man wieder in seiner Haut steht.

Bewegt denke ich: Wenn viereinhalb Millionen sich alle auf einmal einer großen, reinen Begeisterung gemeinsam klar bewußt würden? Oder einer harten, kältenden Enttäuschung? (Beginn und Zusammenbruch des letzten Krieges als Vorspiel.) Oder eine Heimsuchung? Wenn so etwas wie der mittelalterliche schwarze Tod unter sie träte? Wenn ihnen ihre geschöpfliche Notdurft, der die ganze Stadt durchkriechende Wurm ihrer Leiden, die Sorgenschlange ihrer Ängste in einem Gesicht anschaulich würden? Und dann dagegen, darunter hervor, die Quellen ihrer Liebeskräfte, ihrer Wesensgüte, ihrer Herzenswärme, ihres Zartgefühls plötzlich in das Licht der Blicke emporsprängen? Sie erkannten sich darin als Muttergeborene, die vier Millionen einer Stadt alle auf einmal? Wäre ich Kommunist, müßte ich von diesem Punkt aus denken. Frei-

lich, er heißt mich Romantiker! Dieser kommt, ohne aufzutauchen, in der U-Bahn im Dunkel von Berlin WW nach Berlin NO. Auf der Fahrt zwischen den zwei Weltteilen ringeln sich mit dem Rauch der Zigarre jene utopischen Fragezeichen auf, oder noch eines: Wenn ein Nachtzauber (in märchenstädtischer U-Bahn) die Insassen der beiden Gegenden gegenseitig verträge und der Morgen sie je in den anderen Betten, anderen Wänden aufweckte? Wenn das «Mutabor» ein Jahr dauerte? Was wäre dann aus den vertauschten Bewohnern und Wohnvierteln geworden, hüben wie drüben? Könnte man nicht über dergleichen einmal auch in politischen Volksversammlungen nachdenken? Diese Stadt ist geladen mit Versuchsstoff der vergleichenden Phantasie, welche doch immer das Wesen sieht.

Hier hat sich zugleich auch Kleinstadt an Großstadt gemessen, Waldenbuch an Berlin.

Wer nach dem Wesen von Stadt und Urbanität sucht, wird immer wieder auf diesen Gegensatz stoßen. Man ist versucht, nur der Großstadt das eigentlich Städtische zuzubilligen.

Zum Beispiel: Öffentlichkeit, Publizität, politische Wirklichkeit.

Aber die Abstände vom Ort des einzelnen zum öffentlichen Geschehen sind nirgendwo größer als in der Großstadt: Dörfliche Vertrautheit vielleicht zwischen den Nachbarn auf der Etage (freundlich und feindlich, je nachdem), aber sieben Stock tiefer ist man sich fremd; wenn man denen begegnet,

wird man höflich, auf eine Weise, die alle Beteiligten befremdet und fremd macht.

Öffentliche und politische Wirklichkeit ist nur das, was «die oben» machen, die Verwaltenden, die Regierenden. Nicht einmal in den Quartieren findet politische oder andere Öffentlichkeit statt. Öffentlichkeit ist hier nur das Geschrei derer, die besoffen heimkommen vom teuren Vergnügen der City oder vom billigen Suff der Kneipe drei Straßen weiter.

Wiederum also dieser eine Unterschied, den man nach Besitz, Geltung und was weiß ich bestimmen könnte – es bleibt ein Klassengegensatz – den aber hat sich die Großstadt nicht vorbehalten.

## Hermann Hesse · Gerbergasse und «Falken»

Das Haus stand nahe bei der alten steinernen Brücke und bildete die Ecke zwischen zwei sehr verschiedenen Gassen. Die eine, zu welcher das Haus gerechnet wurde und gehörte, war die längste, breiteste und vornehmste der Stadt und hieß Gerbergasse. Die zweite führte jäh bergan, war kurz, schmal und elend und hieß «Zum Falken», nach einem uralten, längst eingegangenen Wirtshaus, dessen Schild ein Falke gewesen war.

In der Gerbergasse wohnten Haus an Haus lauter gute, solide Altbürger, Leute mit eigenen Häusern, eigenen Kirchplätzen und eigenen Gärten, die sich hinterwärts in Terrassen steil bergan zogen und deren Zäune an den Anno siebzig errichteten, mit gelbem Ginster bewachsenen Bahndamm stießen. An Vornehmheit konnte mit der Gerbergasse nur noch der Marktplatz wetteifern, wo Kirche, Oberamt, Gericht, Rathaus und Dekanat standen und in ihrer

reinlichen Würde durchaus einen städtisch noblen Eindruck machten. Amtshäuser hatte nun zwar die Gerbergasse keine, aber alte und neue Bürgerwohnungen mit stattlichen Haustüren, hübsche altmodische Fachwerkhäuschen, nette helle Giebel; und es verlieh ihr eine Fülle von Freundlichkeit, Behagen und Licht, daß sie nur eine Häuserreihe besaß, denn jenseits der Straße lief am Fuß einer mit Balkenbrüstungen versehenen

Mauer der Fluß dahin.  
War die Gerbergasse lang, breit, licht, geräumig und vornehm, so war der «Falken» das Gegenteil davon. Hier standen schiefe, finstere Häuser mit fleckigem und bröckelndem Verputz, vorhängenden Giebeln, vielfach geborstenen und geflickten Türen und Fenstern, mit krummen Kaminen und schadhafte Dachrinnen. Die Häuser raubten einander Raum und Licht, und die Gasse war schmal, wunderbar gebogen und in eine ewige Dämmerung gehüllt, die bei Regenwetter oder nach Sonnenuntergang sich in eine feuchte Finsternis verwandelte. Vor allen Fenstern war an Stangen und Schnüren stets eine Menge Wäsche aufgehängt; denn so klein und elend die Gasse war, so viele Familien hausten darin, von all den Aftermietern und Schlafgängern gar nicht zu reden. Alle Winkel der schiefen, alternden Häuser waren dicht bewohnt, und Armut, Laster und Krankheit waren dort ansässig. Wenn der Typhus ausbrach, so war es dort, wenn einmal ein Totschlag geschah, so war es auch dort, und wenn in der Stadt ein Diebstahl vorkam, suchte man zuerst im «Falken». Umherziehende Hausierer hatten dort ihre Absteigequartiere, unter ihnen der drollige Putzpulverhändler Hottehotte und der Scherschleifer Adam Hittel, dem man alle Verbrechen und Laster nachsagte. In seinen ersten Schuljahren war Hans im «Falken» ein häufiger Gast gewesen. Zusammen mit einer zweifelhaften Rotte von strohblonden, abgerissenen Buben, hatte er die Mordgeschichten der berühmten Lotte Frohmüller angehört. Diese war das geschiedene Weib eines kleinen Gastwirts und hatte fünf Jahre Zuchthaus hinter sich; sie war seinerzeit eine bekannte Schönheit gewesen, hatte unter den Fabrikern eine große Zahl von Schätzen gehabt und zu öfteren Skandalen und Messerstechereien Anlaß gegeben. Nun lebte sie einsam und brachte ihre Abende nach Fabrik-schluß mit Kaffeekochen und Geschichtenerzählen zu; dabei stand ihre Türe weit offen, und außer den Weibern und jungen Arbeitern

hörte von der Schwelle aus stets auch eine Schar von Nachbarskindern ihr mit Entzücken und Grausen zu. Auf dem schwarzen Steinherdchen kochte das Wasser im Kessel, eine Unschlittkerze brannte daneben und beleuchtete zusammen mit dem blauen Kohlenfeuerchen den überfüllten, finsternen Raum mit abenteuerlichem Flackern, die Schatten der Zuhörer in ungeheuren Maßen an die Wand und Decke werfend und mit gespenstiger Bewegung erfüllend.

Dort machte der achtjährige Knabe die Bekanntschaft der beiden Brüder Finkenbein und unterhielt etwa ein Jahr lang, einem strengen väterlichen Verbot zum Trotz, eine Freundschaft mit ihnen. Sie hießen Dolf und Emil und waren die gerissensten Gassenbuben der Stadt, durch Obstdiebstähle und kleine Waldfrevel berühmt und Meister in unzähligen Geschicklichkeiten und Streichen.

Vor allem war es Hermann Rechtenheil, der im «Falken» wohnte und an welchen Hans sich anschloß. Er war eine Waise und ein krankes, frühreif, ungewöhnliches Kind. Weil sein eines Bein zu kurz war, mußte er beständig am Stock gehen und konnte nicht an den Gassenspielen teilnehmen. Er war schmal und hatte ein farbloses Leidensgesicht mit vorzeitig herbem Munde und allzu spitzem Kinn. In allerlei Handfertigkeiten war er ungemein geschickt, und namentlich hatte er eine gewaltige Leidenschaft für das Angeln, die er auf Hans übertrug. Dieser besaß damals noch keine Fischkarte, sie angelten aber trotzdem heimlich an versteckten Orten, und wenn Jagen eine Freude ist, so ist bekanntlich Wildern ein Hochgenuß. Der krumme Rechtenheil lehrte Hans die richtigen Ruten schneiden, Roßhaar flechten, Schnüre färben, Fadenschlingen drehen, Angelhaken schärfen. Er lehrte ihn auch aufs Wetter schauen, das Wasser beobachten und mit Kleie trüben, die rechten Köder wählen und sie richtig befestigen, er lehrte ihn die Fischarten unterscheiden, die Fische beim Angeln belauschen.

Mit den Gebrüdern Finkenbein kam Hans in Zorn auseinander; der stille, lahme Rechtenheil verließ ihn ohne Hader. Er streckte sich eines Februartages in sein ärmliches Bettlein und starb schnell und still hinweg. Mit ihm aber war die Zahl der merkwürdigen Falkenbewohner noch lange nicht erschöpft. Wer kannte nicht den wegen Trunksucht entlassenen Briefträger Rötteler, der alle vierzehn Tage besoffen auf der Straße lag oder nächtliche Skandale vollführte, sonst aber gut wie ein Kind war und beständig voll Wohlwollen lächelte? Er ließ Hans aus seiner ovalen Dose schnupfen, ließ sich gelegentlich Fische von ihm schenken, briet sie in Butter und lud Hans zum Mittagessen ein. Er besaß einen ausgestopften Bussard mit Glasaugen und eine alte Spieluhr, die mit dünnen, feinen Tönchen veraltete Tanzweisen aufspielte. Und wer kannte nicht den uralten Mechaniker Porsch, der immer Manschetten trug, auch wenn er barfuß ging? Als der Sohn eines strengen Landschullehrers alter Schule konnte er die halbe Bibel und ein paar Ohren voll Sprichwörter und moralische Sentenzen auswendig; aber weder dies noch sein schneeweißes Haar hinderten ihn, vor allen Weibern den Schwerenöter zu spielen und sich häufig zu betrinken. Dieser alte Porsch stak, seiner frommen Sprüche unbeschadet, voll von dunklen und sagenhaften Berichten über Gespenster und dergleichen. Er kannte die Orte, wo solche umgingen, und schwankte immer zwischen Glauben und Unglauben an seine eigenen Geschichten. Meistens begann er sie in zweiflerischem, prahlerisch wegwerfendem Ton, als mache er sich über die Geschichte und über die Zuhörer lustig, aber allmählich, während des Erzählens, duckte er sich ängstlich, senkte seine Stimme mehr und mehr und endete in einem leisen, eindringlichen, gruseligen Flüsterton. Wieviel Unheimliches, Undurchschauliches, dunkel Anreizendes enthielt die arme kleine Gasse! In ihr hatte auch, nachdem sein

Geschäft eingegangen und seine verwahrloste Werkstatt vollends verlottert war, der Schlosser Brendle gewohnt. Er war halbe Tage lang an seinem Fensterchen gesessen und hatte finster in die lebhaftige Gasse geblickt, und zuweilen, wenn eins der abgerissenen, ungewaschenen Kinder aus den Nachbarhäusern ihm in die Hände fiel, hatte er es mit wüster Schadenfreude gequält, an den Ohren und Haaren gerissen und ihm den ganzen Leib blau gekniffen. Eines Tages aber hing er an seiner Treppe, an einem Stück Zinkdraht erhängt, und sah so scheußlich aus, daß niemand sich

zu ihm getraute, bis der alte Mechaniker Porsch von hinten her den Draht mit einer Blechschere abschnitt, worauf die Leiche mit heraushängender Zunge vornüber fiel und die Treppe hinunterpolterte, mitten in die entsetzten Zuschauer hinein.

Sooft Hans aus der hellen, breiten Gerbergasse in den finstern, feuchten «Falken» trat, überkam ihn mit der seltsamen, stickigen Luft eine wonnevoll grausige Beklemmung, eine Mischung von Neugierde, Furcht, schlechtem Gewissen und seliger Abenteuerahnung. Der «Falken» war der einzige Ort, an

welchem etwa noch ein Märchen, ein Wunder, ein unerhörtes Schrecknis passieren konnte, wo Zauberei und Gespensterwesen glaubhaft und wahrscheinlich war und wo man dieselben schmerzhaft köstlichen Schauder empfinden konnte wie beim Lesen der Sagen und der skandalösen Reutlinger Volksbücher, welche von den Lehrern konfisziert wurden und die Schandtaten und Bestrafungen des Sonnenwirtle, des Schinderhannes, des Messerkarle, des Postmichels und ähnlicher dunkler Helden, Schwerverbrecher und Abenteuerer berichteten.

Bürger Athens –.

Wenn die Sklaven nicht das Land bebaut, die Wagen gekarrt, das Brot gebacken, den Wein gekeltert hätten, wer hätte auf der Agora reden, widerreden sollen, wer hätte regieren und rechten können? Wer hätte dem Sokrates zuhören können – und ihm den Giftbecher verordnen?

Bürger Roms, civis Romanus, römische Bürger. Man mußte nicht Römer sein, sondern das Bürgerrecht besitzen.

Bürgerrecht war nicht Grundrecht, Bürger zu sein war Vorrecht.

Die feudale Entartung des Bürgers stand an den Ursprüngen städtischen Wesens.

Manche Städte gaben sich zufrieden im Schatten der Herrschenden: Residenzen.

Fenster blicken submissiv zum Schloß.

Tore sind der Eile Beflissener zugemessen.

Straßen sind Strahlen: Herrschen und Dienen begegnen sich.

In konzentrischen Ringen schließt sich das jeweils Untergebene um das jeweils Höhere: außen die freudlose Frohn der Entrechteten. Innen, ganz innen:

Nur ein Wille.

Bischöfe und die Bürger ihrer Städte haben selten ein Auskommen miteinander gefunden. Den Dienern des Gekreuzigten nahmen die alltäglich und immer Dienenden nie so ganz die Rolle der Herrschenden ab.

Im Widerstand gegen unglaubliche Herrscher – Erlösung gepredigt und Herrschaft geübt – wurden sie Bürger:

Sie eigneten sich das Gemeinwesen an.

## Ernst Bloch · Neue Häuser und wirkliche Klarheit

Heute sehen die Häuser vielerorts wie reisefertig drein. Obwohl sie schmucklos sind oder eben deshalb, drückt sich in ihnen Abschied aus. Im Innern sind sie hell und kahl wie Krankenzimmer, im Äußeren wirken sie wie Schachteln auf bewegbaren Stangen, aber auch wie Schiffe. Haben flaches Deck, Bullaugen, Fallreep, Reling, leuchten weiß und südlich, haben als Schiffe Lust, zu verschwinden. Ja, die Feinfühligkeit der westlichen Architektur geht so weit, daß sie ziemlich lange schon, auf Umwegen, den Krieg

witterte, der das Hitlerische ist und sich auf ihn bereitete. Da erscheint selbst die Schiffsform, die rein dekorative, dem Fluchtmotiv der meisten heutigen Menschen in der kapitalistischen Kriegswelt nicht real genug. In ihr werden seit geraumer Zeit Häuser ohne Fenster projiziert, künstlich beleuchtete und entlüftete, stählern durch und durch, das Ganze ist ein Panzerhaus. Überhaupt mehrt sich, während die moderne Architektur bei ihrem Entstehen grundsätzlich auf das Draußen orientiert war,

auf Sonne und Öffentlichkeit, – es mehrt sich das Bedürfnis nach verschlossener Lebenssicherheit, wenigstens im Wohnraum. Der begonnene Grundzug der neuen Baukunst war Offenheit: sie brach die dunklen Steinhöhlen, sie öffnete Blickfelder durch leichte Glaswände, doch dieser Ausgleichswille mit der äußeren Welt war zweifelsohne verfrüht. Die Entinnerlichung wurde Hohlheit, die südliche Lust zur Außenwelt wurde, beim gegenwärtigen Anblick der kapitalistischen Außenwelt, kein Glück. Denn nichts Gutes

geschieht hier auf der Straße, an der Sonne; die offene Tür, die riesig geöffneten Fenster sind im Zeitalter der Faschisierung bedrohlich, das Haus mag wieder zur Festung werden, wo nicht zur Katakombe. Das breite Fenster voll lauter Außenwelt braucht ein Draußen voll anziehender Fremdlinge, nicht voll Nazis; die Glastüre bis zum Boden setzt wirklich Sonnenschein voraus, der hereinblickt und eindringt, keine Gestapo. Auch kaum ohne Zusammenhang mit den Schützengräben des ersten Weltkriegs, vor allem aber mit den freilich vergeblichen Maginotlinien des zweiten entwickelte sich der Plan einer unterirdischen Stadt – als der der Sicherheit. Statt des Wolkenkratzers laden so projektierte «Earthscraper» ein, glänzende Dachslöcher, rettende Kellerstadt. Droben am Licht wiederum erschien der weniger reale, doch dekorative Fluchtplan einer fliegenden Stadt, in Stuttgart, auch in Paris utopisiert: die Häuser erheben sich in Kugelgestalt auf einem

Mast, oder sie hängen als veritable Ballons an Drahtseilen; im letzteren Fall wirken die Schwebebauten besonders abgetrennt und abfahrtwillig. Aber auch diese Spielformen zeigen nur, daß Häuser hier als Höhlen, dort auf Pfählen wieder geträumt werden müssen. Wie nun, wenn auf solchem Boden trotzdem ein Sprung ins Helle vorgemacht werden soll? Was bautechnisch in der Tat versucht wurde, doch jetzt mit der bejaht ungemütlichen Lust auf lauter Fenster und ebenso kahlklare Häuser und Geräte. Gewiß, dergleichen gab sich als Reinigung vom Muff des vorigen Jahrhunderts und seinem unsäglichen Zierat. Doch je länger, je mehr wurde deutlich, daß es bei dieser bloßen Weglassung auch geblieben ist und – innerhalb der spätbürgerlichen Leere – bleiben mußte. Architektur insgesamt ist und bleibt ein Produktionsversuch menschlicher Heimat, – vom gesetzten Wohnzweck bis zur Erscheinung einer schöneren Welt

in Proportion und Ornament. Architektur sieht nach Hegels wahrer, nicht bloß idealistischer Bestimmung ihre Aufgabe darin, die anorganische Natur so zurechtzuarbeiten, daß sie als kunstgemäße Außenwelt dem Geist verwandt wird. Der Geist, soll heißen: das menschliche Subjekt, das selber noch auf der Suche nach dem ist, was ihm verwandt genannt werden kann, dies Wesen baut in verschiedenen Gesellschaften immer andere Winkel, Bögen, Kuppeln, Türme einer zum Menschen hin konzentrierten Erde aus. Die architektonische Utopie ist so der Anfang wie das Ende einer – geographischen Utopie selbst, all dieser Edelsteinsuche auf der Druse Erde, der Träume von einem irdischen Paradies. Die große Architektur wollte insgesamt dastehen wie ein gebautes Arkadien und mehr; und wenn sie Beweinenswertes, tragische Mysterien mit sich führte, wie in der Gotik, so nur, um es zu dem schwierigen Wohlklang mitzubringen.

Kennen und Nicht-Kennen; Vertrautheit im alltäglichen, aber jederzeit unverbindlichen Umgang. Das Gefühl, oder nur die Ahnung, die Möglichkeit nur, zu denken: dies ist meine Stadt. Sie wiedererkennen, wenn man lange fort gewesen ist. An Nebensächlichkeiten. Nicht an Dom und Schloß, an Marktplatz und Rathaus. Vielmehr das Eigentliche erfahren in der Art, wie die alte Vertrautheit sich wieder herstellt.

Das Wieder-Erkennbare, das Unverwechselbare, die Identität mit sich selber – in der Person des Bürgers, in der Urbanität einer Stadt.

Vielleicht sind die Träume vom urbanen Wesen Stadt doch nicht ganz vergeblich?

Vergeblich werden sie bleiben, solange sie kreisen um altverliebene Rechte, um die Spuren der Geschichte im Straßennetz, in alten Fassaden. Solange sie in Denkmälern gegenständlich werden oder Namen tragen wie Europacenter, Märkisches Viertel, Neue Vahr, U-Bahn, Kleiner Schloßplatz.

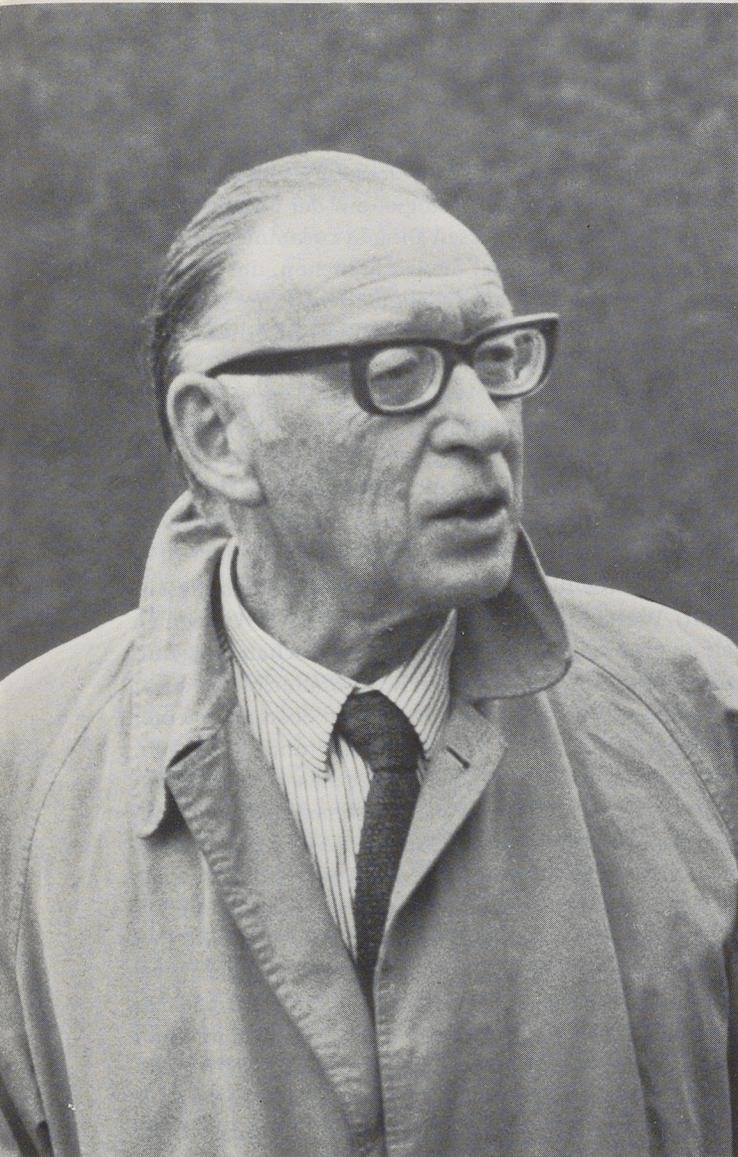
Die Träume von der urbanen Stadt werden in den ungerühmten aber selbstverständlich gewordenen Quartieren und Vierteln konkret: In der Art und Weise, wie der Alltag den Nebenstraßen ihr Gesicht gibt, wie Bürger mit Bürger umgeht in der jeweils eigenartigen Mischung aus Vertrautheit und Distanz.

Die Träume von der urbanen Stadt werden nicht in Architekturen konkret und erfüllbar, nicht in immer neuen Agglomerationen von Gehäusen und Funktionen. Die Träume vom Urbanen haben mit den Menschen zu tun, die in diesen Städten die Erfahrungen ihres Lebens machen.

Wenn das Nachdenken über die Möglichkeiten urbaner Stadt bei diesen Menschen und der von ihnen gebildeten Gesellschaften seinen Anfang nimmt, dann kann aus Illusion und vergeblichem Traum die herausfordernde Wirklichkeit konkreter Utopie entstehen. Die Utopie einer urbanen, einer humanen Stadt.

---

Der Titel dieser vom SÜDWESTFUNK-Landesstudio Tübingen bei der Tagung *Stadt – Schicksal oder Chance?* produzierten Sendung wurde einer Sammlung autobiografischer Texte WALTER BENJAMINS entlehnt. Die nicht näher bezeichneten zweispaltigen Texte stammen vom Autor der Zusammenstellung.



## Peter Haag in memoriam

Am 16. August 1974 ist der Architekt Dipl.-Ing. PETER HAAG in Schorndorf verstorben. Für viele, auch für den Schwäbischen Heimatbund ein schmerzlicher Verlust. Er gehörte seinem Vorstand wie auch dem Redaktionsausschuß dieser Zeitschrift an. Bei beiden war er durch Charakter, Temperament und Bildung unentbehrlich geworden. Eine schwer zu schließende Lücke.

Geboren am 19. Februar 1913 in Schorndorf als Sohn des Architekten REINHOLD HAAG, hatte er schon von Hause aus Zugang zu seiner späteren Tätigkeit. Verbunden zu seiner Heimatstadt, wo er auch einige Zeit Stadtrat war, wurde sein Wirkungskreis viel weiter, im ganzen Lande herum. Starke Impulse erhielt er bei seinem Studium an der Technischen Hochschule in Stuttgart bei BONATZ und vor allem

FIECHTER und WEZEL, die eine ganze Architektengeneration geprägt haben. Krieg und Gefangenschaft in Rußland von 1939 bis 1950 haben ihn von seinem Ziel abgedrängt, akademischer Lehrer zu werden, hatte er doch im Umgang mit jungen Leuten eine glückliche Hand. So hat es ihm besondere Freude bei seiner Tätigkeit in Neresheim gemacht, wieder mit Studenten zusammenzukommen.

Enge Beziehungen verbanden PETER HAAG mit der Denkmalpflege. Hier hob ihn sein Engagement unter vielen Kollegen heraus. Bei allen Projekten versuchte er neben der künstlerischen und der technisch-handwerklichen Seite, den inneren Zusammenhang im kreativen Nachvollzug zwischen der ursprünglich geistigen Konzeption des Kunstwerks und der momentanen Aufgabe herzustellen. Die Vorschläge, die von ihm ausgingen, waren neben dem gestalterischen Können und der Breite der Überlegungen wissenschaftlich fundiert, bis zu den archivalischen und literarischen Quellen, und im Vergleich zu anderen Monumenten. Ausgangspunkt seines Wirkens waren lange Jahre die Aufträge des Oberkirchenrates, meist an Kirchen, die er zu betreuen und wiederherzustellen hatte. Rund 70 Kirchenerneuerungen sind es, die in 24 Jahren durchgeführt wurden, große Stadtkirchen, Dorfkirchen oder Kapellen. Hervorzuheben seien etwa die Unterkirche in Frauental, THEODOR FISCHERS Bau in Gagggstadt, dessen Jugendstilcharakter gewahrt werden konnte, die Michaelskirche in Heidenheim, die frühgotische Friedhofkapelle in Niederstetten, die paritätische Stadtpfarrkirche in Biberach, dann Unterregenbach, Gnadental, Stöckenburg, Schrozberg und vieles andere.

Daneben muß aber auch der Wiederaufbau des 1963 abgebrannten Schlosses Langenburg genannt werden und schließlich HAAGS Beteiligung an der Sanierung der Klosterkirche BALTHASAR NEUMANNS in Neresheim, wo er mit dem ganzen Reichtum seiner Phantasie das Landesdenkmalamt unterstützte, und ebenso bei der Wallfahrtskirche Steinhausen.

PETER HAAG hatte sich einen so großen Ruf erworben, daß er in den Tübinger Denkmalrat berufen war. Als Gesprächspartner zeigte er ein hohes geistiges Niveau, wobei er versuchte, heutige Probleme nicht nur vom gestalterischen anzugehen, auf breiter Basis mit den verschiedensten städtebaulichen, verkehrstechnischen und soziologischen Gesichtspunkten. Manche theoretischen Aufsätze sind hierzu erschienen. Vorträge, Diskussionen auf Tagungen, Führungen von Jugendlichen durch das Land, die er besonders liebte. Nicht umsonst bekam er den Auftrag zur Altstadtanalyse von Bad Wimpfen und Schwäbisch Hall.

Die Vielfalt seiner Interessen und seiner Persönlichkeit zeigte sich dem Verfasser dieser Zeilen, als vor wenigen Wochen dieser gemeinsam mit PETER HAAG eine kurze und anstrengende Studienfahrt in England machte, wobei er sich kaum von den besichtigten Objekten trennen konnte. PETER HAAG hat sich viele Freunde erworben. Sie werden seine Kenntnisse, seine phantasiereiche Beweglichkeit, aber auch die Konzilianz und Freundschaft nicht vergessen können.

Sigmund Graf Adelman

Die Redaktion der «Schwäbischen Heimat» glaubt das Andenken an PETER HAAG nicht besser ehren zu können, als ihn selber noch einmal mit Auszügen aus seinen vielen Arbeiten, die er dieser Zeitschrift geschenkt hat, zu Wort kommen zu lassen. Daraus wird unverwechselbar sichtbar, wer PETER HAAG war.

### *Heimat heute und Heimatbund morgen (1968):*

Heimat heute besteht aus Vergangenheit und (völlig offener) Zukunft. Wer Zukunft nur und überbetont im Bild der Vergangenheit sieht, wird mit Recht übergangen. Aber Zukunft ohne «eingepflanzte» Vergangenheit trägt unmenschliche Züge. Dies zu sagen, zu zeigen und zu begründen wird, je länger je mehr, unsere wichtige Aufgabe sein.

Vergangenheit bleibt exemplarisches Teilstück aller Modellversuche, die für die Zukunft zu machen allen Planern heute aufgetragen ist. Unreflektiertes Eliminieren der Vergangenheit durch gewollte Vernichtung (ein Vorgang, der offenbar manchem Schwachen Befriedigung bereitet), «um Platz zu schaffen für das Neue», ist Barbarei und führt zwangsläufig zur eiskalten Utopie. (Es muß allerdings klar gesehen werden, daß es diese Denkweise in vielen Schattierungen heute auch gibt.) Heimat morgen: In allen Bereichen geplante Umwelt für ständig sich wandelnde Bezüge und Bedürfnisse. Ziel: geordnete, humane, gesunde Umwelt.

Heimat morgen: Auch (auch!) wurzelnd in richtig gesehener und bewußt bewahrter Vergangenheit, die auch kommenden Generationen mit (mit!) unersetzbarer Lebensstoff bleiben wird.

Heimatbund morgen: Mehr als schon bisher «Umschlagplatz» für Wissen und Information, Einsicht vermittelnde und (hoffentlich) bei der Planung mitgehörte Institution. «Im Grunde geht es uns als Heimatbund doch darum, daß wir die Mitverantwortung tragen für das, was künftigen Geschlechtern Heimat sein wird, Heimat im Sinne gemäßer Umwelt . . .»

### *Zur Diskussion um «Heimat heute» (1972):*

Ich möchte aus meiner Tätigkeit, aus meiner stark denkmalpflegerischen Tätigkeit sagen, daß wir mit metaphysischen, mit nicht aussprechbaren Dingen bei unserer Arbeit ganz, ganz schlecht vorankommen. Und daß die heute verdammt wenig ziehen, das ist die Wirklichkeit. Andererseits möchten wir durch die Erhaltung dieser Dinge erreichen, daß die Metaphysik nicht zum Teufel geht. Entschuldigen Sie, wenn ich's deutlich sage. Wir alle wollen helfen, daß Ihnen Ihr, unser Traum, jedem sein eigener, vom Volkslied, vom Volkstanz, von der schönen Architektur, von unseren schönen Städten erhalten bleibt. Aber wie sollen wir es denn machen, daß nicht alles vor die Hunde geht? Sehen Sie denn nicht die Situation, in der wir stehen? Es hat doch keinen Sinn, daß wir uns jetzt gegenseitig zerfleischen und uns gegenseitig Weltanschauungen aus der Nase ziehen . . .

Wir müssen doch alle miteinander sehen: was können wir denn um Himmels willen noch von dem, was wir haben, retten, ganz konkret? Und das ist nun ein Vorgang, der spielt sich in unserer demokratischen Gesellschaft ab. Und dazu müssen wir nun in Gottes Namen einfach ganz

hart und sauber und klar argumentieren können. Das sind alle diese Dinge, die mit – fangen wir beliebig an – dem Verkehr, mit der Soziologie, mit der Ökologie, mit der Technik, mit allen diesen Dingen zusammenhängen. Das sind die Argumente, die wir brauchen, um zu erreichen, daß unsere Bauten erhalten bleiben, um den Versuch zu machen, daß wir nicht durch unser schönstes Erholungsgebiet nahe bei Stuttgart – durch den Schurwald – eine Autobahn kriegen. Was wollen Sie vom deutschen Wald sagen und ein schönes Wort von einem Volkslied, wenn man eine Autobahn durch den Mainhardter und durch den Schurwald legt? Wir müssen konkretere Dinge bringen, die heute gesellschaftspolitisch sind.

Was haben Sie für eine Angst vor dem Namen Gesellschaft? Wir sind doch alle die Gesellschaft! Wir wollen helfen, daß von dieser, unserer Gesellschaft uns und unsern Kindern wenigstens ein Rest erhalten bleibt. Also, Sie sehen, ich schaue, das kommt nun eben aus meiner Tätigkeit, wir schauen in die Zukunft und versuchen, etwas zu retten. Und wenn ich unter diesem Aspekt den Aufsatz von LEYGRAF ansehe . . ., so merke ich, wie geladen der ist von Dingen. Was ist da eigentlich dann falsch dran? Er ist ein Aufruf an uns, wir sollen uns alle überlegen, gute, konkrete, handfeste Argumente zu finden, damit wir wenigstens etwas von dem, was wir noch haben, erhalten. Und das andere: Ist es denn so schlimm, in einer Sprache zu sprechen, die nun vielleicht nicht mehr die Sprache unserer Vorfahren ist, um damit auch die Jungen etwas anzusprechen? Die sind es nämlich durchaus gewöhnt, mit diesen Ausdrücken zu arbeiten. Wenn Sie mit Ihren Kindern diskutieren, da kriegen Sie diese Worte laufend hingeworfen und müssen auch die entsprechenden Antworten darauf haben. Das ist eine Sprache, wie sie heute gesprochen wird. Der Sinn der Sache, auf den kommt es an, und der ist ganz klar. Es ist – ich möchte fast sagen – ein Aufschrei: «Sorgt alle mit!»

Ich habe mich neulich unterhalten mit einem Mann von der Hochschule, daß wir – ich sage es auch modern – eine Strategie finden, wie wir die Vorstellungen von der Heimat überhaupt noch den Jungen darlegen, denen, die nicht hier sitzen. Wir haben alle einen wunderbaren Heimatbegriff. Was nützt's gegenüber den vielen, vielen andern, für die der Heimatbegriff überhaupt schon nicht mehr da ist, die wir aber doch wieder gewinnen wollen? Vielleicht ein paar, damit es weitergeht. Wenn die Versammlung des Heimatbundes in 20 Jahren mal wieder ist, dann ist ein großer Teil von uns wahrscheinlich nicht mehr da. Aber vielleicht findet die Versammlung dann mangels Masse überhaupt nicht mehr statt! Denn: wie sollen wir noch einen Heimatbund erhalten, wenn wir nicht auch in unserer Taktik nun wirklich aktuell und zeitgemäß sind. Immer wieder mit dem Ziel, alles das, was Ihnen, was uns lieb und wert ist, zu erhalten.

## Zur denkmalpflegerischen Arbeit (1972):

Die Vergangenheit ist nicht die Gegenwart, aber die Gegenwart und die Zukunft leben mit von der Vergangenheit. Ohne Vergangenheit stellen sie sich selbst weitgehend in Frage. Bei abgehauenen Wurzeln gibt es kein Wachstum, nicht im biologischen, nicht im geistigen Leben und nicht in der Kunst.

Freilich muß gesehen werden, daß die gesellschaftspolitische Kritik an unserer Gegenwart schnell auch zur Kritik an unserer Vergangenheit werden kann, und daß so zerstörerische Haßgefühle geweckt werden können, die unsere alten Bauten dann auch zu spüren bekommen. Hier kann die Gefahr eines Irrwegs gesehen werden. Was andere Nationen fertigbringen, müssen wir auch allmählich lernen: unsere Monumente einfach stehenzulassen und sie nicht zu behängen mit möglicherweise falschen, ideologisch (wieder einmal) verzerrenden Attributen. Diese Gefahr sollte man heute deutlich sehen.

Unsere Verfassung, unsere Gesetze geben unseren historischen Bauten grundsätzlich eigentlich ausreichenden Schutz. Auch die internationalen Kulturgremien schaffen zur Zeit sehr gute Grundlagen zum Schutze dieser Dinge und erklären alle Monumente auf der ganzen Erde zum gemeinsamen Besitz aller Menschen. Der Umweltschutz, das neue Wort, das sich hoffentlich nicht, ehe es mit Inhalt gefüllt wird, zu schnell abnützt, kann stark mithelfen an der Erhaltung, denn wir interpretieren mit Recht unsere Umwelt nicht nur als biologisch-physische, sondern auch als geistige: in unserer seelischen Umwelt brauchen wir, um nicht zu verkümmern, neben anderem auch den uns noch verbliebenen Reichtum an historischen Bauten – nicht, wie beschrieben, um darüber zu trauern, daß die «guten alten Zeiten nicht mehr so sind», sondern um zu erleben, warum und wie es geworden ist, damals, und was aus dem «damals» heute und morgen noch oder wieder zum bereichernden, nährenden Erlebnis, zum mithelfenden Wissen werden kann.

Doch die Fähigkeit, alte Kunst zu erleben und damit etwas vom Wurzelwerk unserer Zeit, scheint heute weitgehend verkümmert zu sein und damit das Verständnis für denkmalpflegerische Arbeit auch. So ist das Ergebnis dieser Überlegungen: *«Das besondere Wissen und Interesse einzelner ist zu nichts anderem gut, als zur Aufklärung derer, die es betrifft und die es noch nicht wissen. Es kann und muß fruchtbar gemacht werden zur vernünftig begründeten Entwicklung der Umwelt»* (WILLY LEYGRAF).

Diese Aufgabe des Helfens an anderen, des Helfens gegen seelische Verkümmern, das ist eine soziale Aufgabe, die wir haben. Wie wir dieses Wissen weitergeben sollen, wie wir die Erlebnisfähigkeit anderer wieder in einer für heute angemessenen Art wecken können, hierüber sich Gedanken zu machen, gerade das muß auch in Zukunft den Schwäbischen Heimatbund immer wieder beschäftigen.

## Architektur und Denkmalpflege (1969):

So paradox es also scheinbar klingen mag: diejenige wirklich moderne Architektur unserer Zeit, die die höchsten und differenziertesten Qualitätsansprüche stellt, ist die der Denkmalpflege angemessenste Partnerin. Mittelmäßigkeit und Schablone werden den Aufgaben, die die Denkmalpflege zu stellen hat, stellen muß, nicht gerecht. Wir müssen der Denkmalpflege das jeweils bestmögliche an architektonischer Qualität anbieten. Auch für den praktischen Bereich des Konservierens, der Schutz-, Sicherungs- und Instandsetzungsmaßnahmen, kurz für alle technischen und handwerklichen Arbeiten am Bau, erwartet die Denkmalpflege von uns Architekten umfassendes Wissen, wiederum mehr als das Quantum, mit dem man in der Normalpraxis auskommt. In diesen Disziplinen stümpern, heißt Hunderttausende vergeuden!

Dazu kommt, daß uns fast jedes bautechnische und handwerkliche Problem am alten Bau in besonders exemplarischer Form präsentiert wird. Und noch ein Weiteres: nicht mehr alle Bauberufe sind den an sie beim historischen Bau zu stellenden, meist hohen Anforderungen gewachsen.

Zwar: glänzende Ergebnisse mit guten Hoch- und Tiefbaufirmen, wenn es um oft komplizierte Gründungen, Abfangungen, Sicherungen, Durchbrüche geht. Auch gute Zimmerleute finden sich meist noch, ebenso Dachdecker, wenn man ihnen gutes Material zur Hand gibt. Gute Maurer, Steinmetzen und Stukkateure werden aber immer mehr Mangelware, das Gipserhandwerk ist für unsere Aufgaben oft kein zuverlässiger Partner mehr. Mancher Schreiner hat verlernt, mit Holz so umzugehen, wie dies ein lebender Stoff verlangt – der vielseitige Restaurator muß hier oft, über sein eigentliches Fachgebiet hinaus, als hochgeschätzter Ersatzhandwerker einspringen. Das gute Handwerk, das den Qualitätsbegriff noch kennt und das wir brauchen, droht sich zu verlieren! Wir sollten in Gesprächen mit den Fachverbänden versuchen, mindestens ein bestimmtes Grundwissen zu retten. (Ich bin nicht der Meinung, daß dies neben der fortschreitenden Mechanisierung unmöglich ist.) In jedem Einzelfall müssen wir also sehen, wie wir mit einer gelegentlich reichlich gemischten Mannschaft zurechtkommen – zurechtkommen sozusagen, «bei permanenter Windstärke 11»: weichende Fundamente, Mauerrisse, Senkungen, Grundfeuchtigkeit bis hoch hinauf, Hausschwamm, verfaultes Holz, zusammensinkendes Fachwerk, undichte Dächer, keine oder schlechte Rinnen, dadurch feuchtes Mauerwerk von oben und zerstörte Dachstühle, wieder Hausschwamm, Hausbock und wie die lieben Wesen alle heißen, in den Wänden und Decken durchfeuchtete Lehmstakungen, darauf teigige Gipsputze, zerstörte Parkettböden, zerschlagene Bodenplatten, gerissene gestemmte Türen usw. Hinzu kommen noch die bauphysikalischen und bauchemischen Probleme unserer Arbeit: Mauerentfeuchtung – welches System bringt tatsächlich Erfolg?

Heizung: Gefahr der Kondensatbildung, einerseits. Andererseits: in plötzlich zu trockenen und zu warmen Räumen knallt das alte Holz, daß einem buchstäblich Hören und Sehen vergeht. Steinfestigung und Steinkonservierung: bei unserer hochaggressiven Luft in den Städten allmählich eine derart differenzierte Chemie, daß die Übersicht droht verlorenzugehen. Außenputze und Fassadenfarben: hier wird es mitunter fast kriminell. Moderne Baustoffe, Kunststoffe am alten Bau: wie ist die Verträglichkeit zwischen Alt und Neu? Die Skala schwankt (übrigens auch formal) von hervorragend, letzte Rettung bis zur absoluten Unverträglichkeit. Dies als kleines Stichwortverzeichnis zur praktischen Arbeit in der Denkmalpflege. Fortsetzungsmöglichkeit beliebig.

### «Freie Landschaft» (1964):

Die kleine Geschirrhütte im «Baumstückle» ist es ja gar nicht, was «gefragt» ist, sondern, sagen wir es überspitzt und deutlich: das komplett ausgebaute Wochenendhaus «mit allen Schikanen» möglichst hoch droben, weit weg von allen andern, in einer exponierten, besonders schönen Aussichtsloge, auf einer zunächst meist kahlen, später mit Trauerweiden, Blautannen und anderen «ortsgebundenen» Bäumen dicht bepflanzten, von einem möglichst hohen Betonpfostenzaun mit Maschendraht umgebenen Wiese. Diese Addition von Greueln scheint ein unmögliches Phantasieprodukt zu sein – zugegeben, es fehlt ab und zu eines der «Stichworte», aber leider stimmt die Beschreibung, es gibt dafür genügend Beispiele, vielfach ziemlich genau. Die Unterschiede liegen vielfach nur im Geldbeutel und im persönlichen schlechten oder noch schlechteren Geschmack, der zwar auch Privatsache ist, aber zum Glück doch allmählich erkannt wird als eine, mindestens zum Teil, auch «öffentliche» Angelegenheit. Wenn einer in knalligen Farben ein komplettes Wochenendhaus in eine Wacholderheide stellt (natürlich als «Geschirrhütte»), oder wenn einer z. B. am südlichen Stufenwaldrand dasselbe täte, der würde ohne Zweifel ein im höchsten Maße störendes Element in diese Landschaft bringen – mit welchem Recht, als einzelner? Und er bliebe ja gar nicht allein! Denn viele andere würden es ihm nachmachen; der Traum vom «einsamen Häusle» ist ja nur allzu verständlich und sicher weiter verbreitet als wir vielfach geneigt sind anzunehmen. Aber man stellte sich dann unsere Alb, oder speziell die Staufenlandschaft vor, oder den Schurwald, oder den Mainhardter – Welzheimer – oder jeden beliebigen anderen Wald; wenn's einem genehmigt würde, wäre die zwangsläufige Folge, daß wir praktisch unsere gesamte Heimat vollpflastern mit diesen «einsamen» Wochenendhäusern und am Ende würde doch noch der größte Teil unserer Mitbürger leer ausgehen, denn soviel Waldränder und schöne Aussichtspunkte und einsame Täler haben wir gar nicht. Und selbst wenn wir sie hätten – was bliebe dann am Schluß von der Landschaft noch übrig? Eine unübersehbare Zahl eingezäunter kleiner Parzellen, deren Betreten außer dem Be-

sitzer jeweils allen anderen nicht erlaubt ist. Eines ist sicher: Über Schutzmaßnahmen der Landschaft müßte man sich dann keine Gedanken mehr machen, denn es gäbe keine freie Landschaft mehr. Würde dieser Angsttraum Wirklichkeit, käme dies der totalen Verstümmelung des wertvollsten Besitzes gleich, den wir für uns und unsere Nachkommen noch haben.

Und doch, auf eine Frage ist damit noch keine befriedigende Antwort gegeben:

Jeder Einsichtige setzt sich, der dankbar empfundenen Hilfe des Staates bewußt, ein für die Erhaltung einer gesunden Landschaft für alle. Aber wir müssen sehen, daß das Wohnen in der freien Landschaft für viele immer mehr zu einem berechtigten Bedürfnis wird. Hinter unseren Überlegungen sehen wir zwar immer den Wanderer, im Auto oder – zum Glück auch heute noch – zu Fuß, der in unserer reichen Landschaft Erholung sucht, suchen muß, als Ausgleich zu seinem Leben die Woche über in unseren überfüllten industriellen «Ballungsräumen» mit all ihren an Gesundheit und Seele zehrenden negativen Einflüssen. Arbeiter, Angestellter, Beamter, Handwerker, Unternehmer – jeder Berufstätige wird in der nervösen Hast unserer Zeit, in all dem Lärm und der schlechten Luft am Arbeitsplatz, auf dem Weg zur Arbeit, leider nur zu oft auch noch in seiner Wohnung derart strapaziert, daß er die unverdorrene Natur als Ausgleich lebensnotwendig braucht. Weil das nun eben so ist, ist jede Arbeit für die Erhaltung unserer Landschaft eine Arbeit, die für alle getan wird. Und das gibt ihr letzten Endes, gegen alle meist als sehr egoistisch leicht zu durchschauenden Gegner, auch ihre sichere und unerschütterliche Position.

Aber vielleicht reicht das Wandern allein bald nicht mehr aus! Vielleicht sollte, nach dem oben gesagten, je länger je mehr doch auch überlegt werden, wie kann dem Städter zu einer noch intensiveren Erholungsmöglichkeit in der stillen, gesunden Landschaft verholfen werden, in – ja! – seinem Wochenendhaus, oder im Wochenenddorf?

Unvereinbarer Gegensatz zum oben gesagten? Hier Wochenendhäuser, also Landschaft als intensiv genutztes, dringend notwendiges Erholungsgebiet, dort Erhaltung und Schutz der Landschaft? Gibt es eine Synthese? Wie kann man denen den Wind aus den Segeln nehmen, die heute (wenn's auch nicht stimmt) sagen, die Landschaftsschützer möchten am liebsten um große Gebiete einen Zaun ziehen und darauf schreiben «Betreten verboten»?

Die Lösung ist sicher nicht darin zu sehen, gegen Landschafts- oder Naturschutzbestrebungen anzukämpfen und sie als «weltfremd und töricht» zu bezeichnen. Sie sind, im Interesse aller, teilweise wirklich in letzter Minute, das einzige und vielleicht teilweise noch rettende Mittel gegen den «Totalausverkauf» der Landschaft.

Es geht wieder um «Planung»! Wir können diesen Begriff als «freie Bürger» noch so verdammten, ohne Planung kommen wir leider längst nicht mehr aus. Wir müssen auch das Ferien- und Wochenendhaus, das Feriendorf und das Wochenendhotel, weil sie kommen werden und sollen, in die Landschaft «einplanen».

## *Leben und Heimat (1964):*

Machen wir uns die Freude, das geplante Hohenstaufen-Schutzgebiet in Gedanken kurz zu durchwandern: Wir kommen etwa vom Remstal her durch eines der engen, etwas düsteren Seitentäler, vorbei an ein paar Einzelhöfen oder einer alten Mühle. Wir treten auf der Höhe heraus aus dem Wald und vor uns liegen die charakteristischen Kuppen der drei Kaiserberge, die sich über die Ebenen und Hänge des Braunjura-Vorlandes erheben. Durch saftige Wiesen und schöne Äcker geht der Weg, vielleicht noch einmal durch ein tiefer eingeschnittenes Tal – Fundort herrlicher Versteinerungen. Der Weg führt weiter durch eines der schön gelegenen Haufendörfer, die dieses eigentliche Albvorland schmücken. Wir sehen an den älteren Häusern den in der Umgebung gewonnenen bräunlichwarmen Eisen- und Angulatensandstein verarbeitet, der den Häusern dieser Landschaft ihr unverwechselbares Gepräge gibt. Der Blick geht hinüber zum Aarrücken und zum Rehgebirge mit den Einzelhöfen, die so wunderbar sicher auf kleinen Sätteln und Vorsprüngen in der Landschaft sitzen. Eine prachtvoll gewachsene einzelne Linde lädt zur kurzen Rast, ehe wir mit dem eigentlichen Anstieg beginnen, erst über die kahlen oberen Braunjurahänge, von denen aus der Blick schon weithin geht, und dann durch den lichten Buchenwald des weißen Jura. Wir stehen auf dem Hohenstaufen! Über Äcker, Wiesen und Wälder hinunter ins Fils- und Remstal geht der Blick, hinüber zum (seit seiner Aufforstung) etwas finsternen Stuifen und zum Rechberg mit der Ruine und der Wallfahrtskirche, zum weitgeschwungenen Albrand, vom nahegelegenen Hornberg

und Kalten Feld über den Messelstein und den Wasserberg, nach Süden und Südwesten über Breitenstein, Teck, Neuffen und Achalm bis zum Hohenzollern. Schließen wir den Kreis nach Westen, wo an einem schönen Abend mit klarer Sicht weit in der Ferne Kniebis und Hornisgrinde sich zeigen, auch Stromberg und Heuchelberg zu erkennen sind, und nach Osten und Norden, hin zum Mainhardter Wald, zu den Löwensteiner, Waldenburger und Ellwanger Bergen bis zum fernen Hesselberg, dem Vorposten der fränkischen Alb. Und wenn wir's ganz glücklich treffen, so blinken über den blauen Albrand an einem seltenen Herbsttag die Alpen mit herein, von der Zugspitze über die Allgäuer Berge und das Rätikon bis zu Säntis und Altmann! Dieser einzigartige Blick, und dazu das Jahr über die Freude an Seidelbast und Enzian, Leberblümchen, Türkenbund, Gold- und Silberdistel, an dem so verschwenderisch reichen tektonischen Aufbau der Landschaft und an den Schlössern und Ruinen: Rechberg, Staufen, Staufeneck, Ramsberg, Wäscherschlößchen und Granegg!

In unserer «harten» Zeit solche «Gefühlsduseleien»? Jedem passiert es einmal, dem stärksten «Boß» und dem scheinbar völlig verstädterten Jüngling, daß ihn dieses Erlebnis packt und daß er ahnt, was außer Geschäft, Betrieb und Umtrieb noch zum wirklichen Leben und zur Heimat gehört! Sollte das nicht Grund genug sein, alles zu tun, daß uns diese «Inseln» erhalten bleiben und dafür dankbar zu sein, daß es Männer gab und gibt, die sich im Rahmen der gesetzlichen Möglichkeiten allen Anfeindungen zum Trotz für den Schutz dieser «letzten Paradiese» einsetzen!

---

## Anschriften der Verfasser

Dr. Georg Sigmund Graf Adelman, 7400 Ludwigsburg, Mömpelgardstraße 18

Prof. Max Bächer, 7000 Stuttgart-1, Bopserwaldstraße 40 G

Walter Blaich, 7323 Boll, Badstraße 40/1

Peter Conradi, 7301 Kemnat, Im Haurer 1

Prof. Dr. Helmut Dölker, 7300 Esslingen-Hegensberg, Hegensberger Straße 118

Dr. Joachim Fischer, 7000 Stuttgart 70, Elsäweg 29

Walter Fräsch, 7410 Reutlingen, Alteburgstraße 36

Erich Kläger, 7030 Böblingen, Schwabstraße 84

Willy Leygraf, 7400 Tübingen, Steinlachallee 36

Rotraut Weeber, 7000 Stuttgart-1, Im Mühlrain 9

Prof. Emil Wezel, 7157 Sulzbach/Murr, Backnanger Straße 90

# Buchbesprechungen

## Reformation in Württemberg

JOHANNES BRENZ und die Reformation in Württemberg. Eine Einführung mit 112 Bilddokumenten von HANS-MARTIN MAURER und KUNO ULSHÖFER. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1974. 221 Seiten.

Das Verständnis der Reformation gegenüber hat sich in den letzten Jahrzehnten von Grund auf gewandelt; das Ereignis des Bauernkrieges, dessen wir 1975 zum 450. Male gedenken, wird dieser neuen Sicht weitere Akzente setzen. Das Wichtigste: die Reformation ist nicht mehr das Werk von Ketzern, sondern von Männern, die für Kirche und Staat das Beste wollten – die Reformation ist aber auch nicht (mehr) der heroische Anfang des Ausbreitens des «Wortes Gottes», so als ob es vorher keine zutreffende Auslegung des Evangeliums, der Frohbotschaft, gegeben hätte. Beide Seiten mußten hier aufeinander zugehen, beide Seiten mußten Abstriche machen, um den Weg zur Mitte gemeinsam zu finden. Der Pfad ist auch für die Geschichtsschreibung der württembergischen Reformationszeit geschlagen.

Man kann diese Zeit am besten von den Personen des JOHANNES BRENZ und des Herzogs CHRISTOPH her aufzeigen, zwei außerordentlichen Männern. Symptomatisch, daß diese Erkenntnisse von zwei Autoren vermittelt werden, beide Archivare von Beruf, im tiefsten Herzen aber der Geschichte mit Leidenschaft zugetan. ULSHÖFER schildert den Haller Prediger BRENZ und die Anfänge der Reformation, MAURER setzt seine CHRISTOPH-Studien fort und zeigt klar den Modell-Charakter der württembergischen Reformation auf. Was hat – sagen wir es deutlich – Deutschland nicht alles diesen beiden Männern zu verdanken! Man lese etwa die entsprechenden Schlußkapitel, die das an einer Fülle von Hinweisen belegen. Der Satz: *Württemberg hat nie vorher und nie nachher in seiner Jahrhunderte währenden Geschichte eine so ausstrahlende Kraft, eine solche gesamtdeutsche, ja europäische Bedeutung erlangt wie in der Reformationszeit*, sollte ein Großereignis unserer Geschichte markieren!

Daß ein (katholischer) Verleger seinen (protestantischen) Autoren eine so hervorragende Ausstattung beigegeben hat, macht das Lesebuch auch zu einem Dokumentenband, der lehrhaft aufzeigt, daß Geschichte, richtig aufbereitet, mit zum Spannendsten und Wirkungsmächtigsten gehört, was wir kennen.

Wolfgang Irtenkauf

## Substanz des Volkes in der Mundartdichtung

Zu den volkstümlichen Lebens- und Sprachquellen greift ein Mundartlesebuch zurück. Der Herausgeber FRITZ RAHN legt die erste repräsentative Sammlung dieser Art unter dem Titel «Hutzelbrot» vor (Neuausgabe im J. F.

Steinkopf Verlag, Stuttgart; 184 S., DM 16,80). An MORIKES Märchendichtung vom Hutzelmännlein mag der Name des Brotlaibs erinnern, der «rund und schön» mit vielen würzigen Zutaten auch heute noch an Weihnachten so gut schmeckt, daß man kaum genug davon bekommen kann.

Mundartdichtung, so reizvoll und mit sicherem Kennerblick dargeboten, kann noch immer mit eigenem Recht sich behaupten. Hat sie doch ihre unverbrauchte Ausdruckskraft aus erster Hand der Natur empfangen. Dieses Urwüchsig-Naive spricht jeden an, der in ihrem Sprachschatz entdeckt, was von alters her eine Landschaft und ihren Menschenschlag wechselseitig geprägt hat. Nur einer zivilisatorischen Bürger- und Bildungswelt mag es entgehen, wieviel dabei an Substanz des Volkes – gerade mit dessen Lebensauffassung, dessen Sitte und Brauchtum – in jene Sprachform und die Zeugnisse ihrer literarischen Schöpferkraft eingegangen ist.

Persönlichste Lebensinhalte haben sich in mundartlichen Schaffen auch unseres Stammes niedergeschlagen: Kindliches und kaum verhüllte Leidenschaftlichkeit, die verinnerlichten Stimmungen des schwäbischen Gemüts wie das sich unbefangene äußernde Vergnügen am überraschenden Einfall, am schlagkräftigen Wort oder deftigen Witz. Eine wunderliche Mischung aus Romantik und Nüchternheit, Derbheit und Zartem, Klugheit und versponnenem Sinnieren wird uns daher in dieser Sammlung als unverwechselbares Erbteil eines vorwiegend bäuerlichen und kleinstädtischen Lebens bewußt.

Neun Motivkreise fügen die Texte jeweils thematisch lückenlos zusammen. Fabulierende Erzähllaune treibt hier ihr empfindsames oder hintersinniges Spiel mit lokalen Erinnerungen, stellt ihre «Menschenbetrachtung» an über die, die zum Leben geschickt oder ungeschickt sind. Doch wuchert sie auch wie von selbst, aus dem Eigenstil der Sprache heraus, in den Wildwuchs der namenlosen Anekdoten, Sprichwörter, Schwänke und Späße, deren Komik darum die mundartlichen Proben «schwäbischer Stammesgenialität» noch besonders würzt. Auf diese Weise hat ein Wirklichkeitssinn, der sich nichts vortäuschen läßt, mehr als das, was die Leute «Glück» nennen, hat er das Menschliche in seiner ganzen Vielfalt gesehen.

Gedicht und Erzählung lassen so das Erlebnis der nahumgrenzten Heimat teilhaben am Weltlauf der Dinge seit den Tagen der Schöpfung.

SEBASTIAN SAILER entnimmt schon dem ersten «Sündenfall» das humorige Bild des Menschen, der in diesem Land, als sei er darin erschaffen, sich und seiner Art treu geblieben ist. Auch alle, die später von MICHEL BUCK bis AUGUST LÄMMLE und SEBASTIAN BLAU ihm folgen, halten über das Kleine, Zufällige und scheinbar Gewöhnliche des Alltags hinaus den Blick auf das Ganze des Daseins zwischen Himmel und Erde offen. Was so ihre Schöp-

fungen seit dem 18. Jahrhundert einer noch lebensmächtigen Mundart abgelascht und durch langsame Entfaltung ihrer Ausdrucksmittel in Klang und Bild vernehmbar gemacht haben, das gibt dem sie hier festhaltenden Dokument den Charakter eines echten «Schwobe-Spiegels». Dieser Spiegel mag uns um so aktueller erscheinen, je ausschließlicher sich die Zeit dem nur Neuen zurüstet und das Überlieferte zu einer – im Persönlichen und Abseitigen sich von ihr isolierenden – Abwehrstellung drängt.

Daß mundartliches Schaffen sich gleichwohl dem Anspruch eines wieder kritisch geschärften Formgewissens öffnet, ja ihm eine eigene Stimmlage persönlichen Tones abgewinnt, beweist FRIEDRICH E. VOGT mit den heiter-unbeschwerten Plaudereien «Schwäbisch mit Schuß» (Verlag Karl Knödler in Reutlingen; 142 S., DM 9,80). Wer sehen lernen will, wie der Schwabe als Städter «en Stua-gert ond om Stua-gert rom» lebt und mit dem Sehvermögen von heute sich und die Welt durchschaut, der wird es im alt-neuen Gewand der Mundart dieser Gedichte und Geschichten mit Elan und Charme erfahren. Eine sich dabei am Einfältigen erfreuende und mit ihm spielende Dialektik, die Sinn und Gegensinn der Wörter durch unerwartete Betonungen in rhythmisch beschwingte Bewegung bringt, setzt dem Eigenwüchsigen des Dialekts reizvolle Farbtupfen auf und macht es melodischer. Dieser Umgang mit der Sprache vermag allerdings in Schwänken und Schnurren sich auch salopp zu geben, obwohl oder gerade weil sprachlich-literarisches Wissen diese «Texte» sehr gekonnt hergestellt hat. Ein so viel dem Dialekt entlockender schöpferischer Spürsinn – angeregt von den modernen Mundartpoeten KURT MARTI und HANS CARL ARTMANN – sucht also auf seine Art dem erschöpfenden Gefühl und der erschöpften Sprache der Epoche zu begegnen. Solche Zuflucht zum Ursprünglichen und Eigenen volklichen Lebens kann auch für uns ein Weg zu innerer Selbstfindung werden.

Emil Wezel

## Stadt- und Landkreis Heilbronn

Stadt- und Landkreis Heilbronn. Stuttgart und Aalen: Konrad Theiss Verlag 1974. 560 Seiten mit 144 Bildtafeln, teils farbig. DM 36,-

Die neuen Kreisbeschreibungen des Konrad Theiss Verlages, die den allerneuesten Erfordernissen der Gemeinde- und Verwaltungsreform Rechnung tragen, haben mit dem Band über den Großraum Heilbronn einen neuen Akzent erhalten. Das obige Impressum vermittelt einen Begriff dessen, was den Leser erwartet: Informationen und reiches Bildmaterial. Schon der Schutzumschlag mit dem Farbbild des Weinsberger Kreuzes, über das einmal entlang der Weibertreu sich die Verkehrsströme der Autobahnen von allen Himmelsrichtungen schneiden, gibt einen Einblick über die Bedeutung dieses Raumes, der heute von der groß gewordenen ehemals badischen «Universitätsstadt» Eppingen bis nach Maienfels und von dem Raum um Möckmühl bis an den Stromberg, sprich seinen Rennweg am Rittersprung und Michaelsberg, reicht.

Ein solcher Großraum verfügt naturgemäß über hervorragende Mitarbeiter, die in irgendeiner Verbindung zu Aufgabenstellungen des Kreises stehen. Wir dürfen hier nur auf OTTO LINCK aufmerksam machen, der ein (hohes) Lebensalter auf die Erschließung der Landschaft um Neckar und Zaber, «seiner» Landschaft, verwendet hat. Wir können hier den souveränen Überblick und auch die Fragen zu «Natur und Landschaft in Wandlung und Bewahrung» lesen; was im *Generalangriff auf Natur und Landschaft* seit 25 Jahren sichtbar wird, ist erschütternd, muß aber bewältigt werden. Zu begrüßen ist, daß diese Fragen in einem so weitverbreiteten Werk ausgesprochen werden.

Die historischen Teile sind auf den Vorgeschichtsforscher ROBERT KOCH, die Archivare HELMUT SCHMOLZ, GÜNTER CORDES und HUBERT WECKBACH aufgeteilt; MANFRED TRIPPS gibt ein kurzes Resümee der Kunstdenkmäler dieses Kreises. Um die einst so verwickelten territorialen Verhältnisse sichtbar zu machen, wurde eine farbige historische Karte beigegeben, die man als nachahmenswertes Beispiel ansprechen darf. Weitere Großkapitel beschäftigen sich mit Kulturgeschichte und -arbeit, dem Wiederaufbau des schwerzerstörten Heilbronn, Gegenwart und Zukunft, der Wirtschaft, die naturgemäß in diesen Bänden einen beherrschenden Platz einnimmt, und einer hervorragenden Zusammenfassung der Stadt- und Ortsgeschichten im Überblick, die WOLFRAM ANGERBAUER ausgearbeitet hat. Gerade dadurch, daß die ehemals badischen Teile so ausführlich berücksichtigt sind, über die man sich meist nur auf Umwegen zu orientieren mußte, sieht man jetzt auch Zusammengehöriges besser, was jahrhundertealte Staatsgrenzen nicht nur auf der Karte, sondern auch im Bewußtsein der Nachbarn zerstört hat.

Dem vorzüglichen Werk ist weiteste Verbreitung, auch außerhalb des Großraums Heilbronn, zu wünschen.

Wolfgang Irtenkauf

## Oberschwäbische Reichsstädte

Peter EITEL: Die oberschwäbischen Reichsstädte im Zeitalter der Zunftherrschaft. Untersuchungen zu ihrer politischen und sozialen Struktur unter besonderer Berücksichtigung der Städte Lindau, Memmingen, Ravensburg und Überlingen (Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, Bd. 8). Stuttgart: Müller & Gräff 1970. XIX, 321 S., Brosch., DM 24,-

In zeitlichem Anschluß an K. O. MÜLLERS Werk über «Die oberschwäbischen Reichsstädte» (1912) untersucht EITEL in seiner hier leider mit Verspätung angezeigten Tübinger Dissertation die inneren politischen Verhältnisse der oberschwäbischen Reichsstädte vom Aufkommen der Zünfte im 14. Jahrhundert bis zu deren politischen Entmachtung durch die Verfassungsordnung Kaiser KARLS V. im Jahr 1551. Anders als K. O. MÜLLER beschränkt sich EITEL jedoch nicht auf die Untersuchung des Verfassungsrechts, vielmehr behandelt er gleichgewichtig die Verfassungswirklichkeit, wie sie sich in der sozialen und wirtschaftlichen Struktur der Städte widerspiegelt und begründet. Die Frage nach der tatsächlichen Machtver-

teilung in den Städten führt EITEL zu eingehenden Untersuchungen der politischen und Vermögensverhältnisse des Patriziats, das auch nach dem Verlust seiner früheren Monopolstellung im Zeitalter der Zunftherrschaft seine auf dem Fern- und Großhandel beruhende Bedeutung nicht verlor, und der Organisation und wirtschaftlichen Stellung der Zünfte, die sich im allgemeinen mit dem Recht zur Besetzung der politisch wichtigen Ämter begnügten und die Ausübung der Amtsgeschäfte selbst weitgehend dem Patriziat überließen. Im Vordergrund der vergleichenden Darstellung, die die Eigenheiten und die – trotz aller Gemeinsamkeiten – teils erheblichen Unterschiede der einzelnen Reichsstädte deutlich werden läßt, stehen Lindau, Memmingen, Ravensburg und Überlingen, für die EITEL auch umfassende alphabetische Listen der Amtsinhaber vorlegt; immer wieder werden aber auch die Verhältnisse anderer Reichsstädte berücksichtigt.

Gerade solche Vergleiche zeigen EITELS ausgedehnte und detaillierte Kenntnis vor allem der archivalischen Quellen, deren Überlieferung freilich lückenhaft und in den einzelnen Städten unterschiedlich ist. Ohne die großen Entwicklungslinien aus dem Auge zu verlieren, versteht es EITEL, nach den örtlichen und zeitlichen Gegebenheiten zu differenzieren. Trotz des umfangreichen, z. T. in Tabellen und Diagrammen zusammengefaßten Zahlenmaterials ist ihm eine gut lesbare Darstellung gelungen.

Joachim Fischer

## Buchhinweise

Zu der vielbeachteten Ausstellung «Volkskultur in Württemberg», die auch nach ihrer Schließung Ende November in einigen Teilen dem Württ. Landesmuseum Stuttgart erhalten bleibt, gibt der schlicht «Begleitheft» genannte Katalog einen «Querschnitt durch die volkskundliche Sammlung» des genannten Museums. Zunächst einmal ist festzuhalten, daß dieses Thema in solcher Vollständigkeit (und Kürze!) bislang noch nicht abgehandelt wurde; zu bezweifeln ist, ob in absehbarer Zeit eine ähnliche Darstellung dieser Art vorliegen wird. HANS-ULRICH ROLLER, der planende Kopf der Ausstellung, hat in der Einleitung definiert, was die Ausstellung bezwecken wollte: das Wagnis eines Versuches einzugehen, *einen freilich gerafften, stellenweise auch lückenhaften Überblick über die objektgebundene Kultur der unteren Sozialschichten in Württemberg zu geben*. Württemberg bezieht, um alle Mißverständnisse auszuschließen, selbstverständlich alle Landesteile ein. In einem einleitenden Essay geht HERMANN BAUSINGER von der *Kleinkammrigkeit* des Landes aus und legt dar, wie schwierig es für eine Ausstellung ist, den Weg zwischen dem Herkömmlichen und dem *allzu flach Aktualisierten* zu finden. Eine Fundgrube: die über 200 Abbildungen – ein Kulturlexikon unserer Heimat!

Urach ist einer der meistbesuchten Orte am Rande der Schwäbischen Alb. Die relativ kleine Stadt mit der großen historischen Bedeutung jetzt erschlossen zu haben, ist das Verdienst von WALTER RÖHM, der – endlich ist so et-

was auf dem Buchmarkt zu haben! – einen recht instruktiven und auf viele Details eingehenden Führer schrieb (WALTER RÖHM: Urach. Die Stadt und ihre Umgebung. Mit einer Einführung in die Stadtgeschichte von RUDOLF EBERLING. Stadt Urach und Arbeitsgemeinschaft Fremdenverkehr Urach 1974. 169 S., DM 7,80). Die wirklich spottbillige Einführung läßt an zwei Stadtrundgängen, neun Rundwanderwegen und sechs Wanderungen auf der Uracher Alb die Vielfalt all dessen spürbar werden, was mit dem Namen Urachs sich verbindet. Ein Stadt- und Umgebungsplan, der beigegeben ist, läßt keinen Zweifel daran, auf welche Wege man hier geschickt wird. Zum Nachahmen empfohlen!

Der «Katholische Haus- und Volkskalender» hat Jubiläum: er ist jetzt im 125. Jahrgang (1975, DM 2,75). Aus der reichhaltigen Fülle ragen geschichtliche Abhandlungen über den hl. ANNO, einen gebürtigen Schwaben, über das Einhorn in der Kirche und über die Kombokurg heraus.

In gleicher Aufmachung wie der Alb-Führer erscheint in der Reihe «Bunte Kosmos-Taschenführer» (Kosmos; Gesellschaft der Naturfreunde; Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart. 72 Seiten, DM 7,80) «Der Schwarzwald in Farbe» mit den Randgebieten Kaiserstuhl, Oberrheinebene, Wutachschlucht. 120 freilich kleine Farbfotos illustrieren das gut aufgemachte Büchlein, das zur ersten Einführung durchaus geeignet scheint.

«Aller Tage Morgen» nennt JOSEF EBERLE seine Rottenburger Erinnerungen. Für DM 22,- liest er nun aus seinen schwäbischen Gedichten auf einer Schallplatte der Firma intercord. Das ist schon unübertroffen, wie der Meister sich selbst interpretiert! MARTIN BLÜMCKE hat die Aufnahme besorgt, ALFRED KLUTEN die Zwischenmusik geschrieben.

Eine Biographie seines Lebens gibt indirekt KARL SCHAUBER in den Gedichten «Zwischen Asche und Gestirn» (Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker, 108 S., DM 7,80). Die Antithese, die sich im Titel ausspricht, liefert hier neue Ausdrucksimpulse für die in langen Jahren gesammelten Erfahrungen vom Menschen, seiner ausgesetzten Stellung in einer Welt des Werdens und Vergehens, einer Welt, der er sich dennoch menschlich überlassen darf. Denn das strömend Vergängliche ihres «Erneuens und Verhaltens» ist im Raum der Natur, die alles beheimatet, auch der Grund für das Lebenbewahrende jener nie versiegenden Kräfte, die jeder wiederkehrende Frühling spendet. Der Weg über sich selbst hinaus wird so in diesen Versen ganz einfach, wahr und unmittelbar ein Weg zum Wiederfinden der eigenen Mitte, die trägt und hält. Im Tiefenbild der inneren Anschauung kündigt sich hinter dem Ungewissen menschlicher Existenz darum die Gewißheit eines sie verlässlich in sich bergenden Grundes an. Solche Aussage kann als Anruf und Mahnung, wie KARL GÖTZ im Nachwort sagt, dem Leben einen „Sinn“ zum Ganzen hin geben, es nach innen und oben weisen. (Emil Wezel)

# Endspurt für die 74er Bauspar-Prämie. Bis 31.12.

• Und Start  
in das neue  
Bauspar-Jahr '75.



Kommen Sie  
jetzt zu uns.  
Bis 31.12. können  
Sie noch Bauspar-  
Prämien bis über  
tausend Mark erzielen.  
Oder hohe Steuervorteile.

Und wenn Sie später  
bauen, kaufen oder renovieren  
wollen, bekommen Sie von uns das  
günstige Bauspar-Darlehen zu sage  
und schreibe nur 5% – unveränderlich  
zinsfest.

Bausparen bleibt nach wie vor  
attraktiv. Auch ab 1. Januar 1975, wenn  
die Steuerreform in Kraft tritt.

Informationen erhalten Sie überall  
in Württemberg und Hohenzollern bei  
unseren Fachberatern sowie bei allen  
Sparkassen und deren Zweigstellen.

Öffentliche   
Bausparkasse

WILHELM BOHRINGER und HEINZ MARTIN MURR: Sielmingen, ein Ortsbuch. Herausgegeben im Auftrag der Gemeinde Sielmingen von HEINZ ERICH WALTER. Walter-Verlag GmbH, Ludwigsburg, 1974. 432 Seiten mit 38 Zeichnungen, 120 Photographien, 7 Urkunden, 4 Karten und einer Farbluftaufnahme.

AGNES BANHOLZER: Dorfschule einer vergangenen Zeit. Die Schule in Bubsheim, Kreis Tuttlingen, vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg. Gesamttherstellung: Einhorn-Druck Schwäbisch Gmünd, 1973, 104 Seiten. Die Ausführungen geben interessante Aufschlüsse über das Schulwesen eines Heuberg-Dorfes.

Der Schwabenverlag AG 7304 Ruit bringt eine neue Großdruckreihe für ältere Leser heraus. Diese Reihe enthält nur Originalbeiträge bzw. Erstveröffentlichungen. Sie nennt sich «Die kleine Gabe». FRANZ KAISER: Zwei Hände und ein Herz. 1974, Kleine Geschichten aus dem oberschwäbischen Raum. 78 Seiten. – GERTRUD von STOTZINGEN: Der Korb. 1974. Geschichte einer süddeutschen Landadelsfamilie. 74 Seiten. – ALFONS BOPP: Wie ich das Christkind suchen ging. 1974. Geschichten aus Advents- und Weihnachtstagen seiner Kindheit. 79 Seiten.

ROBERT NAEGELE: Schwäbische Lausbubengeschichten mit 8 Zeichnungen von HELMUT ACKERMANN, Maximilian Dietrich Verlag, Memmingen 1974, 96 Seiten. Ein köstliches Gegenstück zu LUDWIG THOMAS Bayrischen Lausbubengeschichten. Die Geschichten sind in Mundart geschrieben und sprechen damit den Schwaben «in uns» besonders an.

Die ungewöhnlich reichhaltige Palette der Zeitschrift «ostalb/einhorn» wird mit Heft 2 des 1. Jahrgangs (Juni 1974) fortgesetzt, hier steht der Nahbereich Oberkochen im Vordergrund. Aber auch Arbeiten über den Endspurt in Neresheim (OTTMAR ENGELHARDT), Geschichte der Altertumforschung im Ostalbkreis (BERNHARD HILDEBRAND) oder zur Limesgrenze (AXEL HANS NUBER) interessieren hier – um nur einige Titel herauszugreifen.

Die «Schwäbische Heimat» hat sich (S. 182 ff.) mit den HEGEL-Bildnissen von JULIUS LUDWIG SEBBERS beschäftigt. Jetzt erscheint in der Reihe der «Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart» (Sonderband 5 herausgegeben von KURT LEIPNER) die Studie «Bildnisse des Philosophen GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL» von KARL SCHUMM (DM 15,-). HEGEL, der größte Sohn Stuttgarts, hat nur wenig Porträtisten gefunden, die Bildnisse, die überliefert sind, stammen aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens. *Fahl und schlaff*, so schreibt ein Schüler, *hingen alle Züge wie erstorben nieder*, und während der Vorlesung: *Abgespannt, grämlich saß er mit niedergebücktem Kopf in sich zusammengefallen da*. Dennoch haben spätere Bildner HEGEL als den klassischen Genius gesehen, was der außerordentlich gut aufgemachte Band deutlich dokumentiert.

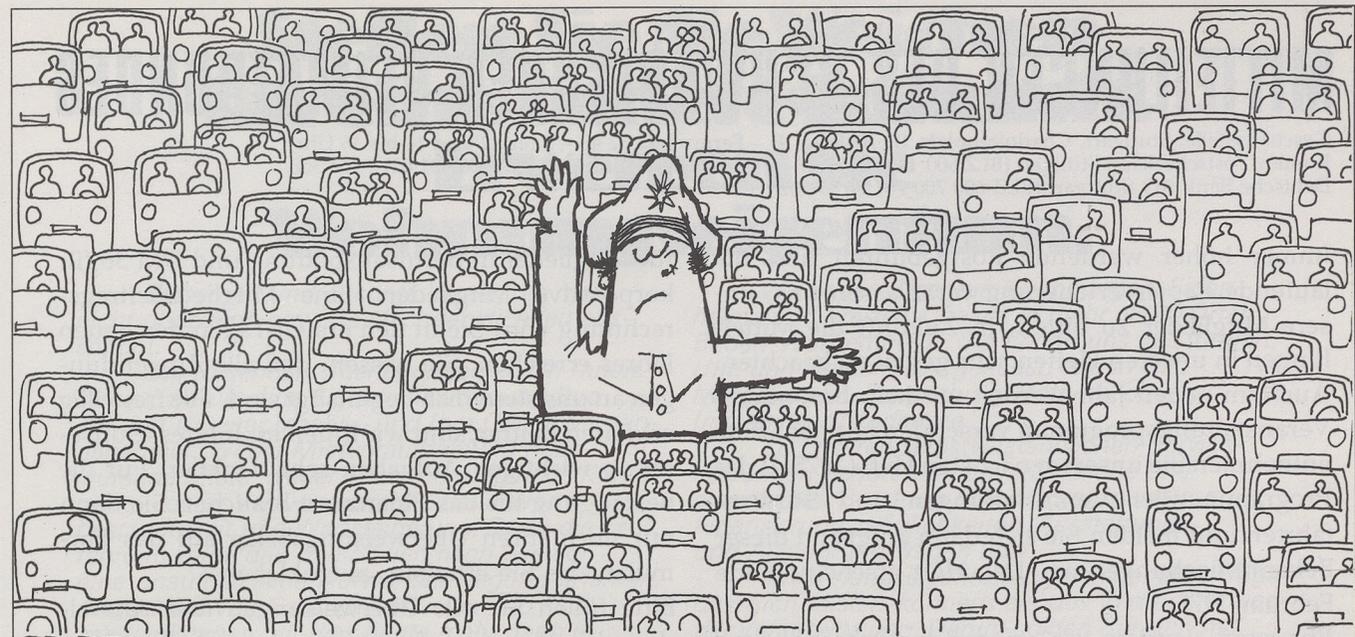
Ein Buch, das sich «süffig» liest: ANDREAS JOSUA ULTZHEIMER: Wahrhaftige Beschreibung ettlicher Reisen in Europa, Africa, Asien und America 1596–1610, nach der alten Handschrift bearbeitet von SABINE WERG, Tübingen: Horst Erdmann Verlag, 207 Seiten, DM 16,80. 21 Abbildungen, Faksimiles und eine Karte ergänzen den Lesetext, der uns in die Zeit der Entdeckungsreisen um 1600 führt. ULTZHEIMER, entweder in Bolheim oder Heubach geboren, hatte schon mit jungen Jahren der Abenteuerdrang erfaßt. Er sah praktisch alle damals bekannten Länder. Unser Weltreisender wurde von einer für damalige Zeiten *besonderen Reiselust* gepackt. Schon mit 38 Jahren konnte er seine Weltreisen zu Papier (nicht in den Druck, denn dafür fand sich kein Mäzen) bringen, das bürgerliche Leben konnte beginnen (*Anno 1610 habe ich mich im Frühling . . . legitime verehelicht*). Dieses zeitlose Reisedokument aufgespürt und ediert zu haben, ist ein nicht geringes Verdienst – für den Schwaben aber auch ein Zeugnis für die Sehnsucht nach der weiten Welt, die in seinen Söhnen latent schlummert.

Die beginnende Neuzeit hatte ein ganz neues Verhältnis zu den Zeitmessern = Uhren gewonnen. Prunkwerke des 16. Jahrhunderts stehen an der Spitze einer Stiftung von 17 Uhren, die der Sammler JOSEPH FREMERSDORF dem Württ. Landesmuseum in Stuttgart vermacht hat, *gleichermaßen ausgezeichnet durch äußere Schönheit und technische Besonderheiten, durch Seltenheit wie durch Vielfalt der Formen und durch ihre gute Erhaltung*. Darunter sind Spitzenwerke für KARL V. oder den König FRIEDRICH II. von Dänemark; hergestellt sind die Uhren in Zentren wie Augsburg, Nürnberg, Straßburg und Wien. VOLKER HIMMELEIN und JOHN H. LEOPOLD haben eine opulent ausgestattete Publikation «Prunkuhren des 16. Jahrhunderts» verfaßt, die das Württ. Landesmuseum 1974 (106 Seiten mit zahlreichen Abbildungen) herausgegeben hat.

RICHARD BEITL und KLAUS BEITL: Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Auflage. Kröners Taschenausgabe Band 127. 1005 Seiten, 43 Abb. und 18 Karten. DM 34,-. Als ein grundlegendes Handbuch für das weite Gebiet der Volkskunde und seine Fachbegriffe ist der Band ein wertvoller Wegweiser für den Fachmann und Laien.

GERHARD KRIENKE: Ehlenbogen. Zur Struktur und Geschichte. Eigenverlag. Alpirsbach-Ehlenbogen 1974. 111 Seiten. Die Landschaft, der Name, Boden und Struktur, dazu die Geschichte der kleinen Schwarzwaldgemeinde von ihrem Anfang bis zur Eingemeindung nach Alpirsbach werden mit Sachkenntnis und Liebe für den Interessierten genau beschrieben.

MANFRED HERMANN: Volkskunst auf dem Hochberg bei Neufra – Zeugnisse der Volksfrömmigkeit auf der Zollernalb. 124 Seiten, 68 Kunstdrucktafeln, darunter 13 farbige Abbildungen. Sigmaringen: Thorbecke Verlag 1974. DM 28,-. Ein reizvoller Bildband über Motivtafeln und andere Kunstwerke, dazu ein ausführlicher Text über die Geschichte der Wallfahrt und der Kapelle.

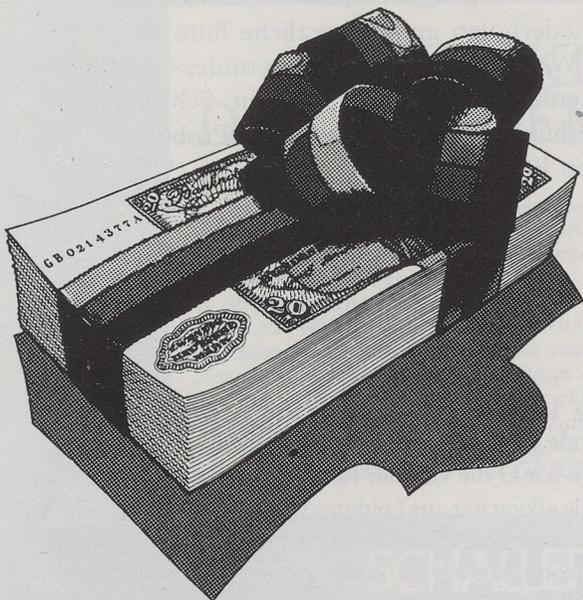


**Gute  
Fahrt  
und...**

hoffentlich **ALLIANZ** versichert



**Ein staatliches Geschenk. Prämien für Sie.**



Kommt alle Jahre wieder. Ist für alle Prämien-Vertragssparer da. Wird auf Sparverträge gezahlt. Nach dem Spar-Prämien-gesetz und nach dem 624-DM-Gesetz. Das stattliche staatliche Geschenk! Sind Sie dabei? Wenn ja, herzlichen Glückwunsch. Wenn nein, sollten Sie schnellstens mit Ihrer Sparkasse sprechen. Bis zum 31. Dezember. Dann haben Sie noch einen Zeitvorteil. Fragen Sie ausdrücklich nach dem Ihnen zustehenden Höchstbetrag. Wir machen Ihnen dann Sparvorschläge. Für einen Einmal-Sparvertrag oder einen Ratenvertrag. Bequem gemacht durch einen Spar-Dauerauftrag.



wenn's um Geld geht

**Sparkasse**

# MITTEILUNGEN DES SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 4) – Fernruf: 22 32 43 – 9 bis 12 und 14 bis 16 Uhr  
Konten: Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30 27-701 – Girokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308  
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 14/35 502

Immer höher werdende Postgebühren und die laufende Papierverteuerung veranlassen uns, unsere Mitglieder zu bitten, in Zukunft die Mitteilungen in unseren Heften sehr genau zu beachten. Auch im neuen Jahr werden wir kein besonderes Veranstaltungsprogramm versenden können. Bitte entnehmen Sie unserem nächsten Heft (1975/1) das Programm aller Veranstaltungen und Studienfahrten und melden Sie sich dann aufgrund dieser Bekanntmachungen an. Das Heft erscheint Ende Februar 1975.

Pfingsten werden wir wieder in Ochsenhausen verbringen; die Ferienwoche wird vom 5. bis 12. Juli 1975 im Tauberkreis mit Standort in Wertheim abgehalten. Die Jahreshauptversammlung soll in Schwäbisch Hall sein, um unsere Präsenz in diesem schönen Raum wieder einmal zu zeigen. Termin: 21. und 22. Juni 1975. Für alle diese drei Veranstaltungen können wir leider keine gesonderten Einladungen mehr verschicken.

Sehr bewährt hat sich im übrigen die neu eingeführte Anmeldung im Postkartenformat, quer beschrieben und vom Anmeldenden selbst für jede einzelne Fahrt mit Angabe seiner Wünsche ausgefüllt. Dadurch konnten wir eine rasche Bearbeitung vornehmen; Irrtümer konnte es keine geben. Das werden wir bei den Fahrten im neuen Jahr wieder so von Ihnen erbitten.

Sollten Sie durch die täglichen Überlastungen vergessen haben, Ihren Jahresbeitrag zu bezahlen, bitten wir um rasche Nachholung Ihrer Überweisung auf eines unserer oben angeführten Konten. Auch 1975 wird der Beitrag zum Jahresbeginn fällig. Er beträgt wieder 18 DM für Einzelmitglieder, DM 9

für Mitglieder in Berufsausbildung und DM 36 für korporative Mitglieder. Eine Mitgliedsbeitragsrechnung wird Sie in den ersten Tagen des neuen Jahres erreichen. Sie wissen, daß alle Zuwendungen an uns steuerlich begünstigt sind. Für freiwillig erhöhten Beitrag sind wir Ihnen im Interesse unserer so wichtigen Aufgaben sehr dankbar. Für die Bestätigung für das Finanzamt brauchen Sie dann nur noch Ihren Überweisungsbeleg auf das Formular, das Sie erhalten, aufzukleben.

Bitte füllen Sie alle Überweisungen und Anmeldungen sehr deutlich mit ausgeschriebenem Vor- und Zunamen aus, vergessen Sie auch nicht Ihren Wohnort anzugeben. Viel Mühe und Nachfragen bereiten uns unvollständige Angaben; zum Teil sind Zahlungen dadurch nicht zu verbuchen. Sie und wir sind dann ein wenig ärgerlich. Bitte denken Sie auch daran, uns Wohnungswechsel und Namensänderung (Heirat) mitzuteilen, damit unsere Hefte und Briefe Sie auch erreichen können.

Wir bitten für Telefonanrufe und Besuche auf der Geschäftsstelle die folgenden Zeiten zu beachten:

9 bis 12 Uhr

14 bis 16 Uhr (freitags bis 15.30 Uhr).

Samstags ist die Geschäftsstelle geschlossen.

Noch ein Hinweis: In der Zeit vom 22. Dezember bis 6. Januar (je einschließlich) ist die Geschäftsstelle wie in den vergangenen Jahren geschlossen.

Wir wiederholen unsere herzliche Bitte sehr dringend: Werben Sie in Ihrem Freundes- und Verwandtenkreis Mitglieder für den Schwäbischen Heimatbund. Wir versenden gerne Probehefte und unseren Werbeprospekt.

## Veranstaltungen im Winter 1974/75

Die erste **Vortrags**veranstaltung des Winterhalbjahres 1974/75 findet am **Mittwoch, 11. Dezember 1974, 19.30 Uhr** im Wilhelmshaus statt. Über «Oberschwaben, Geschichte und Schönheit einer Landschaft» wird Herr Forstamtmann **LOTHAR ZIER** (Königseggwald) berichten. Mit meisterhaften Lichtbildern wird uns Herr **ZIER** die Moore, die Pflanzen und Tiere dieser paradiesischen Landschaft vorführen. Im Vergleich mit dem heutigen Island hören wir die Entstehungsgeschichte dieses Teils

unserer Heimat. Herr **ZIER** ist durch seine herrlichen Bildbände großen Teilen unserer Mitglieder bekannt; erst kürzlich hat er die von der Kosmosgesellschaft gestiftete Medaille «Forscher aus Leidenschaft» erhalten. Er betreut auch unsere Naturschutzgebiete im Pfrunger Ried und wird uns im nächsten Sommer in dieses Gebiet führen. Die nächste Veranstaltung ist für den **Mittwoch, 5. Februar 1975** vorgesehen. Professor Dr. **WOLFGANG KIMMIG** (Institutsdirektor des Instituts für Vor- und Frühge-

# Stellen Sie die Weichen für eine sichere Zukunft. Erwerben Sie Wohnungseigentum.

*Sicherheit und Zukunft. Worte, die man nicht ohne eine gewisse Nachdenklichkeit ausspricht.*

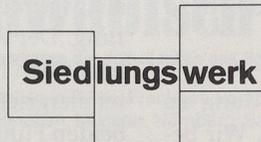
*Die folgenden Überlegungen sollen Ihnen zeigen, warum eine Eigentumswohnung Ihre Zukunft sicherer macht – und Ihre Gegenwart angenehmer: Weder Mietvorauszahlung noch laufende Miete, weder Mieterhöhung noch Kündigung – dafür Verfügungsrecht, dafür Wertbeständigkeit und Wertsteigerung. Denn die Erfahrung zeigt, daß Immobilien nach wie vor eine unaufhaltsame Aufwärtsbewegung erfahren. Angesichts von Geldwertverlusten und Kurschwankungen gilt dies heute mehr denn je.*

*Wir bauen Eigentumswohnungen, Eigenheime und Freizeit-Chalets in mehr als 30 Orten Baden-Württembergs. Sie finden uns in Stuttgart, Ulm und Heidenheim genauso wie in Bad Mergentheim, Ravensburg, Rottweil oder Immenstaad/Bodensee.*

*Zu unseren selbstverständlichen Serviceleistungen gehört eine unverbindliche und eingehende Beratung über Vertragsgestaltung, Finanzierungsmöglichkeiten, Ausstattungs- und Ausführungsfragen usw.*

*Wohnungseigentum ist weniger eine Frage des-Sich-leisten-könnens als des Vertrauens und der Verantwortung. Darum sollten Sie sich mit uns in Verbindung setzen.*

Schreiben Sie uns. Rufen Sie uns an oder kommen Sie bei uns vorbei.



der Diözese Rottenburg in Stuttgart GmbH  
gemeinnützige Gesellschaft für Wohnungs- und Städtebau mbH  
7000 Stuttgart 1, Bopserstr. 11  
Tel. (0711) 2144-1

## SCHENKEN SIE ETWAS, DAS AUS DEM RAHMEN FÄLLT.

*Es muß ja nicht gleich ein Picasso oder eine ganze Enzyklopädie sein. Machen Sie einfach einen Bummel durch unser Haus in Stuttgarts Marienstraße 3. Durch eine Welt der guten Bilder und Bestseller, des ausgewählten Kunsthandwerks und der antiquarischen Buchraritäten, der anspruchsvollen Kinderbücher und schönen Bilderrahmen. Durch sechs Etagen voller*

*Geschenkideen, die aus dem Rahmen des Üblichen fallen. Nur nicht im Preis.*

*»Ich weiß wirklich nicht, was ich schenken soll.«  
Diesen Stoßseufzer haben wir schon oft gehört. Deshalb kommt hier der KUNST-UND-BUCH-GESCHENKGUTSCHEIN.*

*In einer Aufmachung, die ebenfalls aus dem Rahmen fällt. Persönlich auf den Empfänger ausgestellt. Den DM-Betrag wählen Sie. Unsere Idee für alle, denen die Geschenkideen ausgingen.*



Schaller und Steinkopf,  
Kunst und Buch,  
Stuttgart, Marienstraße 3

SCHALLER UND STEINKOPF  
KUNST & BUCH

schichte, Tübingen) wird über «Frühkeltischer Adel und die Welt des Mittelmeeres» referieren. Viele Lichtbilder in Doppelprojektion werden den Vortrag bereichern. Die neuesten Ergebnisse der Forschung sind berücksichtigt. Wieder werden wir dabei im Wilhelmspalais, Konrad-Adenauer-Straße 2, um 19.30 Uhr sein.

Am **Mittwoch, 12. März 1975**, wird Herr Dr. WOLFGANG IRTENKAUF um **19.30 Uhr** im Wilhelmspalais zum Thema «MORIKE und die Musik» sprechen. Näheres siehe Heft 1975/1.

Im letzten Vortrag dieser Winterreihe werden wir wieder einmal den Bezirksheimatpfleger von Franken, Herrn Dr. ERNST EICHHORN, (Ansbach) bei uns haben. Herr Dr. EICHHORN ist uns mit seinen Führungen und seinem Vortrag im Jahre 1972 in bester Erinnerung. «Schwaben und der südostdeutsche Raum» wird das Thema des **Mittwoch, 9. April 1975** sein. Wieder ist der Vortrag um **19.30 Uhr** im Wilhelmspalais. Herr Dr. EICHHORN wird besonders auf das Verhältnis von Schwäbisch Gmünd – Nürnberg – Prag eingehen und viele Lichtbilder dazu zeigen.

Interessierte Mitglieder bitten wir um Anmeldung zu unserer beliebten Reihe «Kunst und Künstler». Wir besuchen dabei kurzfristig Ausstellungen, Museen und andere besondere Veranstaltungen der Kunst und Architektur. Aufgrund Ihrer Anmeldung können wir Sie in diese besondere Kartei aufnehmen und rasch erreichen.

Den Wunsch, die nähere heimatliche Umgebung noch besser kennenzulernen, erfüllen die Führungen von Herrn HERMANN ZIEGLER (Stadtarchiv Stuttgart). Sie erfreuen sich steigender Beliebtheit. Aus diesem Grunde wird die Reihe auch im Jahre 1975 fortgesetzt. Als näch-

## Präsident Dr. Alfred Neuschler 100 Jahre alt

Am 27. August wurde Präsident Dr. ALFRED NEUSCHLER in Stuttgart 100 Jahre alt. Das Staatsministerium hatte ihm zu Ehren einen kleinen Kreis von Persönlichkeiten zu einer Feierstunde ins Neue Schloß eingeladen.

Der weiteren Öffentlichkeit wird der Name des Mannes heute nicht viel sagen. Der Tag seines Eintritts in den Ruhestand war der 1. September 1939; das liegt zu weit zurück, als daß man allgemein noch davon wissen sollte, und wie viele kennen im übrigen schon den Namen eines hohen Ministerialbeamten, dem als einem, der «der Partei» fern stand, gerade damals keine Lorbeerkränze geflochten wurden, als er aus dem Dienst schied. Wer allerdings ein wenig Bescheid wußte, der kannte den Präsidenten NEUSCHLER: nach kurzer Tätigkeit in der Verwaltung des Oberamts Ulm, bei der

stes ist der Besuch der alten und interessanten Fildergemeinde Plieningen geplant. Es folgt der Besuch des 900 Jahre alten Stadtteils Feuerbach. Geschichte und Gegenwart einer Stadt werden bei dieser Führung deutlich gemacht.

Herr Professor Dr. HANSMARTIN DECKER-HAUFF plant eine Führungsreihe zu Kirchen um Stuttgart und im Gäu. Melden Sie sich bitte dafür an. Wir werden Sie jeweils kurz vorher anschreiben.

**Führungen im Württembergischen Landesmuseum Stuttgart, Altes Schloß**, mit Herrn Dr. VOLKER HIMMEL-EIN: **Mittwoch, 15. Januar 1975** um 16 Uhr, und **Samstag, 25. Januar 1975** um 14.15 Uhr. Kosten: DM 2,- Die Uhrensammlung des Württembergischen Landesmuseums ist durch den Neuerwerb von 17 Renaissanceuhren zu einem Uhrenmuseum von internationaler Bedeutung aufgestiegen. Die Schönheit dieser Stücke erschließt sich jedem aufmerksamen Betrachter. Zum Verständnis der komplizierten Zifferblätter und Werke, als wesentlichen Teil einer Uhr, bedarf es einer Einführung. Der wertvolle alte Bestand der Sammlung und die herrlichen Neuerwerbungen dieser Abteilung des Württembergischen Landesmuseums werden uns bei diesen beiden Führungen von Herrn Dr. HIMMEL-EIN als vorzüglichem Sachkenner erklärt und nahegebracht. Bitte melden Sie sich für beide Führungen bei der Geschäftsstelle schriftlich oder telefonisch an.

Im kommenden Jahr 1975 besuchen wir auch wieder das Lapidarium in Stuttgart. Bitte merken Sie sich vor: **Samstag, 8. März 1975, 14 Uhr**, und **Mittwoch, 26. März 1975, 14.30 Uhr**. Die Führung hat Dr. FILTZINGER (Aalen) übernommen. Treffpunkt: Am Lapidarium (Schillerplatz). Unkostenbeitrag DM 2,-.

Kreisregierung in Ludwigsburg und im Innenministerium war der durch seine Staatsprüfungen als hervorragender Jurist ausgewiesene, durch Auslandsreisen zusätzlich gebildete Beamte Oberamtmann (d. i. Landrat) in Brackenheim geworden; nach drei Jahren folgte der Ruf ins Ministerium des Innern, wo er seit 1918 als «Vortragender Rat», zuletzt als Präsident arbeitete. Dabei fielen nach dem ersten Weltkrieg in sein Referat die verantwortungsvollen und schwierigen Sachgebiete der Wohnungszwangswirtschaft und der Wohnungsbauförderung. Zu seinen Aufgaben gehörte es auch, daß er die Württembergische Wohnungskreditanstalt (Landeskreditanstalt) aufzubauen und zu leiten hatte. Von 1927 an stand er der Ministerialabteilung für das Hochbauwesen vor und war Präsident der Württembergischen Gebäudebrand-



## Bausparen paßt sich Ihren Wünschen an.

Manche Leute verwenden ihren Bausparvertrag zum Bau oder Erwerb eines Hauses oder einer Eigentumswohnung. Andere wiederum setzen ihn für Modernisierungsmaßnahmen ein oder betreiben systematisch Umschuldung. Dann gibt es Leute, die betrachten ihren Bausparvertrag nur als lukrative Geldanlage. Sie wissen, daß sie nach 7 Jahren frei über ihr angespartes Geld, samt staatlichen Prämien, verfügen können und daß ein Bausparvertrag jederzeit kündbar ist. Ein Bausparvertrag ist also ein Instrument, das vielseitig verwendbar ist. Welche Wünsche haben Sie?

Beratung durch alle Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen sowie die Außendienstmitarbeiter.

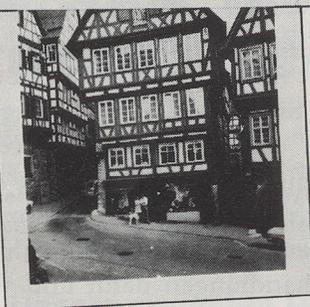
Auf diese Steine können Sie bauen

### Schwäbisch Hall



Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.



## Ob Sie nun Kapital anlegen wollen oder Kapital brauchen – wir können Ihre Probleme lösen.

Bauvorhaben fangen mit der Bildung von Eigenkapital an. Mit der möglichst ertragreichen Anlage Ihres Geldes – zum Beispiel in hochverzinslichen Pfandbriefen. Wir rechnen Ihnen gerne aus, wie schnell sich Ihr Kapital verdoppelt. Und wenn Sie genügend Eigenkapital haben und ans Bauen denken: wir helfen Ihnen bei der Finanzierung. Unser Angebotsfächer an Hypothekendarlehen ist groß genug, um nahezu allen individuellen Gegebenheiten gerecht zu werden. Wenden Sie sich also vertrauensvoll an uns.



WÜRTTEMBERGISCHE  
HYPOTHEKENBANK

7 Stuttgart 1 Büchsenstraße 26 Postfach 770 Telefon 2 09 61  
Zweigbüros in Berlin – Frankfurt – Düsseldorf – Mainz.

versicherungsanstalt; zugleich hatte er die Leitung der Zentralkasse zur Förderung des Feuerlöschwesens. Auf allen Feldern seiner Tätigkeit ist bis heute seine Spur erkennbar.

Es läßt sich ahnen, welche innere Qual dem aufrechten ALFRED NEUSCHLER mit seinem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn und seiner hohen Auffassung von der Pflicht zu unangreifbarer sachlicher Arbeit im Dienste des Staates und damit des Landes und seiner Menschen die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft bereitet haben. Das Leben in der Familie und die liebevolle Pflege seines Gartens haben ihm, der bald das Verhängnis für Vaterland und Menschheit voraussah, auch über den Krieg hinweggeholfen. Wachen Auges und voll schwerer Sorge verfolgte der bei voller Leistungsfähigkeit aus dem Dienst Geschiedene alles Geschehen. Am Ende jedes Staatsleben in Frage gestellt, Deutschland zerschlagen und Württemberg zerrissen sehen zu müssen, erschütterte gerade ihn in der Tiefe seines Wesens; seinen Mut und seine Kraft konnte das aber nicht brechen.

Selbstverständlich stellte er sich ohne Bedenken zur Verfügung, als man mit der Frage an ihn herantrat, ob er den neu gebildeten Verwaltungsgerichtshof für Südwürttemberg und Hohenzollern in Bebenhausen als Präsident übernehmen könne. Da ging es um ein Stück Wiederaufbau des Staates, und dazu war die Kraft eines klugen und erfahrenen nicht bloß Fachmannes, sondern Menschen unentbehrlich. Bis 1951 erfüllte Präsident NEUSCHLER diese ihn fesselnde einzigartige große Aufgabe. Dann trat er zum zweiten Mal in den Ruhestand. So viel mag zum Leben des hochgestellten und hochverdienten Staatsdieners NEUSCHLER gesagt sein. Das Staatsministerium dankte ihm bei der Geburtstagsfeier gebührend dafür, daß er auf leitendem Posten unerschütterlich zum Wohl des Landes gearbeitet hat, auch wenn nicht jede der vier Regierungsformen, die er erlebte, seinem Sinn entsprach.

Dank und Anerkennung verdient Präsident NEUSCHLER jedoch auch noch von anderer Seite. Aus seinen dienstlichen Aufgaben und aus persönlicher Neigung erwachsen ihm Verpflichtungen in allerlei Nebenämtern. Vielleicht darf hier der «Schwäbische Heimatbund» es sich erlauben, auch für andere Organisationen und Stellen zu sprechen, denen ALFRED NEUSCHLER seine Hilfe hat zukommen lassen; sind es doch wohl dieselben Tugenden, die sie alle an ihm zu rühmen haben.

Führende Mitglieder des «Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern» – wie so viele Vereine nach dem Krieg ohne rechtlich gültige

Arbeitsgrundlage und ohne Vorsitzenden ziemlich ratlos am Boden liegend – baten 1948 nach einigen Vorbesprechungen und Versuchen zur Wiederaufrichtung Präsident NEUSCHLER, er möge den Vorsitz übernehmen. Seit Jahren der Arbeit des Bundes (nicht bloß von Amts wegen) sehr nahestehend, folgte er der Bitte. Mit dem 74jährigen hat der «Schwäbische Heimatbund» den Mann gewonnen, der den dem neuen Namen entsprechenden Wiederaufbau auf anderer Grundlage, in anderer Zeit und mit weiteren Zielen durchführen konnte. Zum ersten Mal stand an seiner Spitze ein in Verwaltungs- und Direktionsfragen sehr erfahrener und bewährter Jurist. Autorität ohne jedes äußeres Hilfsmittel ausstrahlend, leitete er die regelmäßigen Sitzungen des Vorstands. Wohltuende und sichernde Distanz im Persönlichen, im Sachlichen und im Emotionalen, fester Stand auf dem Boden des Lebens, scharfe Sicht auf Ziel und Aufgaben des Bunds, Klarheit des Denkens und Redens, Kürze des Worts, Fähigkeit, das Wesentliche eines Gedankengangs rasch zu erfassen und diesen folgerichtig bis zu seinem unverfehlbaren Schluß zu entwickeln, bei Verhandlungen dann und wann der Rückgriff auf das Stilmittel einer nicht verletzenden, aber treffsicheren Ironie, menschliches Wohlwollen bei allen, auch harten Entscheidungen und Weisungen und Weite des Blicks im Persönlichen wie im Sachlichen, ob es Überliefertes oder Neuaufkommendes betraf, – das zeichnete seine Amtsführung aus. Gerade das waren aber die Züge und Eigenschaften, die man haben mußte, wenn es galt, eine seit 40 Jahren bestehende Einrichtung mit ursprünglich eher rückwärts gewandtem Blick, wie es der «Bund für Heimatschutz» gewesen war, in neue Verhältnisse, in einen neuen Zeitgeist hinüberzuführen, ihr wegweisend beizustehen, da sie nun lernen mußte, sich mehr der Gegenwart und der Zukunft zu stellen und dabei doch Kräfte aus der Vergangenheit zu ziehen, ohne die es für die abendländische Kultur weder das eine noch das andere gäbe.

«Salus populi suprema lex» ist auf der Plakette eingeprägt, die der «Schwäbische Heimatbund» seinem Vorsitzenden zum 80. Geburtstag überreichte. Es ist der Wahlspruch des so Geehrten. Ihm ist er treu gewesen auf seinem Weg durch die Zeiten, wie sie auch sein mochten, und so hat er mit den Gaben seines Geistes und seiner Seele stets ganz dem Ganzen dienen können und in einem langen Leben an seinem Platz zum Besten aller gewirkt.

Helmut Dölker

## Bücher

Geisteswissenschaften  
(spez. Württembergica)  
kauft und verkauft



## Müller & Gräff

Stuttgart, Calwer Str. 54  
Telefon 29 41 74

## Karawane Studien Reisen

führen auf ausgefeilten Routen in die weite, lockende  
Ferne und zu lohnenden Nahzielen. Ehrenamtliche,  
wissenschaftlich ausgebildete Mentoren führen und  
betreuen Sie unterwegs in kleinen Gruppen.

Kommen Sie mit!

### Unsere neuesten Programme:

**Weihnachten/Neujahr 1974/75**

**FRÜHJAHR/OSTERN 1975**

**PFINGSTEN/SOMMER 1975**

**VORSCHAU HERBST 1975**

Gerne senden wir Ihnen unser Programm mit vielen  
Bus-, Bahn- und Flugreisen sowie Mittelmeerkreuz-  
fahrten kostenlos und unverbindlich zu und würden  
uns freuen, Sie als Reisegast bei der Karawane  
begrüßen zu dürfen.



**Auskunft, Vormerkung und Anmeldung:**

**Büro für Länder- und Völkerkunde**

714 Ludwigsburg, Marbacher Str. 96, Ruf 0 71 41 / 2 12 90

## Mineralstoffe sind lebenswichtig

Denn Mineralien sind wichtige Aufbaustoffe für Ihren  
Organismus. Natürlich in ganz bestimmter Zusam-  
mensetzung und Konzentration. Wie das Heilwasser  
der altbekannten Niedernauer Römerquelle. Beson-  
ders gesundheitsfördernd für Leber und Galle. Nie-  
dernauer Römerquelle gibt's beim Getränkehandel.  
Bezugsquellennachweis von: Niedernauer Römer-  
quelle, 7407 Rottenburg a. N. 12. Bad Niedernau.



## HOHENSTAUFEN VERLAG 7765 BODMAN/BODENSEE

Drei wichtige Neuerscheinungen aus Baden-Württemberg

**KARL GÖTZ**

### Heitere Heimat

240 Seiten, gebunden DM 22,80

Fröhliche Kalendergeschichten und vielerlei besinnliche  
Weisheiten und Sprüche für alt und jung, für hoch und  
niedrig, für Studierende und sogenannte einfache Leute, zu-  
sammengetragen, erzählt und nacherzählt von dem Dich-  
ter der Schwaben und Auslandsdeutschen, dessen volks-  
tümliche Sprachkraft mit Johann Peter Hebel und Jere-  
mias Gotthelf verglichen worden ist.

**FRIEDRICH FRANZ VON UNRUH**

### Schlußbericht

112 Seiten, gebunden DM 14,80

Der Autor, dessen anklagende „Klage um Deutschland“  
ein außerordentlich starkes Echo gefunden hat, weitet  
seine beschwörende Warnung in seinem neuen Buch auf  
die Lage Europas und der ganzen Menschheit aus. Die  
Klarheit und Kraft der Sprache, der Ernst und die Unbe-  
dingtheit der Haltung erschüttern und bezwingen.

**GERHARD SCHUMANN**

### Besinnung

von Kunst und Leben

248 Seiten mit 11 Fotos auf Tafeln, Leinen DM 23,80  
„Alle an unserem Volks- und ihrem eigenen persönlichen  
Schicksal Irregewordenen sollten nach dem Buch des  
Mannes greifen, in dem der Geist Hölderlins wieder auf-  
erstanden zu sein scheint. In diesem Buch kündigt sich  
wirklich das Rettende an, das nach einem Wort Hölder-  
lins wächst, wo Gefahr ist.“

Dr. Fritz Stüber im Eckartboten, Wien

Lieferbar durch jede gute Buchhandlung oder direkt durch  
den Hohenstaufen-Buchdienst.

Bitte ausschneiden und als Briefdrucksache (40 Pf) senden

An den  
**HOHENSTAUFEN-BUCHDIENST**  
**7765 BODMAN/Bodensee**

Ich bestelle hiermit:

Ex

Ex.

Ex.

Ihren Prospekt  
Zusendung ab 25,- DM portofrei

Name:

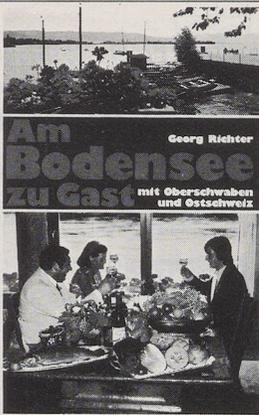
Vorname:

Ort:

Postleitzahl:

Straße:

(Bitte mit Blockschrift, Schreibmaschine oder Stempel)  
SH



### Tips für anspruchsvolle Gäste

Dieser Bodensee-Wegweiser bietet nicht nur kurze Hinweise auf die Besonderheiten und Sehenswürdigkeiten des Bodensees und seiner Spezialitäten, sondern vor allem

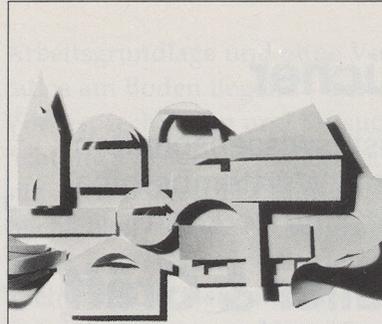
### Einzeldarstellungen der empfehlenswertesten familiär geführten Hotels, Restaurants usw.

Der Leser wird mit renommierten und originellen Betrieben rund um den Bodensee, deutsche Ufer, Schweiz, Vorarlberg, Liechtenstein und Oberschwaben bekannt gemacht.

1 Übersichtskarte erleichtert die Orientierung.

Das von Eva Lützenkirchen, Lotti Sartorius, Theo Sand und Andreas Richter reich illustrierte Buch im Umfang von 120 Seiten kostet DM 13,40.

**Verlag G. Braun, 75 Karlsruhe 1**  
Karl-Friedrich-Straße 14-18, Postfach 1709



## dva-fachbuch für Bau- und Städteplaner

M. Neuffer  
**Entscheidungsfeld Stadt**  
Kommunalpolitik als Gesellschaftspolitik – Standortüberprüfung der kommunalen Selbstverwaltung  
251 Seiten. DM 20,-

D. Eisfeld  
**Die Stadt der Stadtbewohner**  
Hier werden konkrete Vorschläge für Partizipationsmöglichkeiten am Planungsprozeß gemacht, um den Wünschen der Bevölkerung gerecht zu werden.  
64 Seiten, 26 Abb. und Diagramme, DM 25,-

A. Markelin/M. Trieb  
**Mensch und Stadtgestalt**  
Beiträge zur Theorie und Praxis der Stadtgestaltung  
224 Seiten, 25 Abb.,  
DM 39,-

Die Gestaltung des Stadtbildes gehört zu den wichtigsten Aufgaben von Stadtplanern und Kommunalpolitikern. Sie gewinnt auch zunehmende Bedeutung im Bewußtsein der Öffentlichkeit. Hier leisten internationale Fachleute Beiträge zu einem Thema, mit dem sich die Literatur bisher nicht auseinandergesetzt hat.

Im Buchhandel

Deutsche Verlags-Anstalt

Neues entdecken —  
Gesehenes vertiefen

## Kunstwanderungen

Württemberg - Hohenzollern  
Baden  
Hessen  
Westfalen

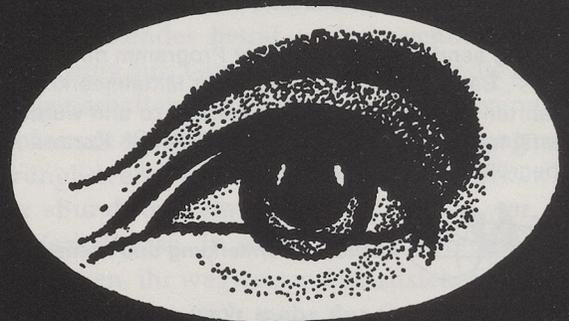
Bayern nördlich der Donau  
Bayern südlich der Donau  
Rheinland-Pfalz und Saarland

Die zuverlässigen Kunstführer aus dem BELSER Verlag. Besonders praktisch durch die Routeneinteilung.

Jeder Band hat ca. 600 Seiten. Textteil mit Karten, Plänen, Grund- und Aufrissen auf Dünndruckpapier. Bildtafeln auf Kunstdruckpapier. Handliches Taschenformat. Gebunden je 28.50 DM

**belser**

Verlag, 7 Stuttgart 1, Postfach 28



**BRILLEN**  
*Contact-Linsen*

Optiker

**PESCHKE**

Stuttgart, Rotebühlplatz 15, beim Wilhelmsbau

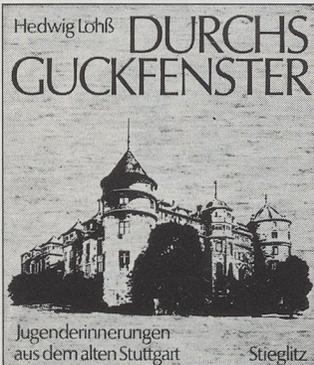
WOLFGANG METZGER

## Die romanischen Reliefbilder an der Plieninger Martinskirche

Format 19 x 24 cm · Leinen · Schutzumschlag  
160 Seiten · 18 Kunstdrucktafeln · 1 Fotografie  
3 Zeichnungen · DM 24,-

Dieser hervorragend gestaltete Kunstband hat die einzigartige, archaisch anmutende Reliefreihe, die sich unweit Stuttgarts findet, zum Gegenstand. Die faszinierenden Bildwerke werden plastisch wiedergegeben — ihre Deutung darf als kunstgeschichtliche wie kirchengeschichtliche Neuentdeckung gelten.

CalwerVerlag  
Stuttgart



Hedwig Lohß

### Durchs Guckfenster

ill. v. Chr. v. Kalckreuth  
2. Auflage  
224 Seiten, Leinen DM 16,80

Hedwig Lohß, eine Schwäbin durch und durch, schrieb dieses Buch mit genauer Beobachtungsgabe, sicherem Erinnerungsvermögen und eindrucksvoller Kraft der Sprache. Man liest das gut ausgestattete Buch sozusagen auf einen Sitz, wird oft an die eigene Jugend erinnert, schmunzelt und sinniert.

Auch jene, die keine Stuttgarter sind, die die Landeshauptstadt nur gelegentlich von kurzen oder längeren Besuchen kennen, haben ihren Gewinn: das Erleben der guten alten Zeit.



Stieglitz-Verlag, E. Händle,  
Mühlacker



## WÜRTT. HOFKAMMER-KELLEREI STUTT GART

Älteste Weingutsverwaltung in Württemberg

Natürlicher Faßausbau der Eigenerzeugnisse aus unseren erstklassigen Berglagen: Maulbronner Eilfingerberg Klosterstück und Maulbronner Eilfingerberg, Hohenhaslacher Kirchberg, Mundelsheimer Käsberg, Untertürkheimer Mönchberg und Stettener Brotwasser

Kellerei im Alten Schloß (Zugang vom Karlsplatz)  
Verwaltung:

Hölderlinstraße 32 – Fernruf (07 11) 29 45 87

## Romantisches Deutschland 1975



## Romantisches Deutschland 1975

Ein Bild-Wochenkalender –  
zugleich ein Führer zu den schönsten  
„romantischen“ Plätzen der Bundesrepublik  
DM 12,80

Aus dem Inhalt:  
Schwäbisch Hall · Strümpfelbach ·  
Sasbachwalden/Schwarzwald · Ulm ·  
An der Kinzig / Hausach ·  
Rothenburg ob der Tauber · usw.

Verlag Die Schönen Bücher  
Dr. Wolfgang Strache  
7000 Stuttgart 1, Postfach 1124

Bestellcoupon  
auf Postkarte aufkleben

Aus dem Verlag  
DSB Dr. Wolfgang Strache KG  
7000 Stuttgart 1, Postfach 1124  
bestelle ich

Expl. Romantisches Deutschland 75  
DM 12,80

Name/Anschrift .....

Datum/Unterschrift

**Andreas Josua Ultzheimer**  
**Warhaffte Beschreibung**  
**ettlicher Reisen in Europa,**  
**Africa, Asien und America**  
**1596–1610**

*Die abenteuerlichen Weltreisen eines schwäbischen Wundarztes.*

*208 Seiten, mit 21 Abb. nach alten Stichen.*

*Leinen DM 16,80*

*Bibliophile Ausstattung der Buchreihe „Alte abenteuerliche Reise- und Entdeckungsberichte“.*

*Bitte Sonderprospekt anfordern.*

**Horst Erdmann Verlag · 74 Tübingen**



**NEUERSCHEINUNGEN IM MELLINGER VERLAG**

Werner Christian SIMONIS

**ERDE, MENSCH UND KRANKHEIT**

104 Seiten, 14 Abb., 6 Zeichnungen im Text, kart. DM 16,-

Die Tatsache des Vorhandenseins von Erdstrahlung und Magnetfeldern dringt mehr und mehr ins Bewußtsein der Öffentlichkeit. Überall bespricht man ihre Auswirkungen auf Gesundheit und Krankheit. Wie sind diese Phänomene im Gesamtbild von Erde und Mensch innerhalb Natur und Technik zu verstehen? Der Autor legt seine Antwort, aus jahrzehntelanger Erfahrung geschöpft, in dieser Arbeit vor. Tatsachen, mit denen wir tagtäglich zu leben haben, verdienen ernstes Interesse.

Wolfgang MILITZ

**FRIEDRICH SCHILLER – EIN WEG ZUM GEIST**

142 Seiten, kartoniert, DM 15,-

Ein Volk, das seine Großen vergißt, gibt sich selbst auf. Plastisch und lebensvoll wird hier Dichter und Mensch Friedrich Schiller dargestellt. Der Autor nimmt den Leser gleichsam an die Hand und führt ihn Werk- und Lebensweg Schillers nach. Ein Buch, das geeignet ist, auch jungen Menschen das Genie Schillers faßbar zu machen.

Frits WILMAR

**WIE WIRKEN RUNDFUNK UND FERNSEHEN AUF KINDER ?**

56 Seiten, kartoniert, DM 5,50

In verständlicher Art unternimmt es der erfahrene Arzt und Lehrer in seiner Betrachtung die Wirkungen von Rundfunk und Fernsehen aufzuzeigen. Das in der Entwicklung von Körper, Seele und Geist begriffene Kind befindet sich im Einflußbereich dieser Medien in höchster Gefahr. Jeder sich verantwortlich Fühlende sollte sich mit dieser Schrift auseinandersetzen.



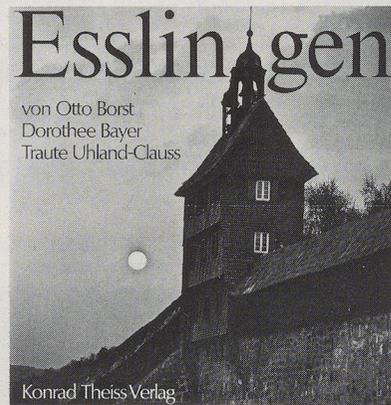
**J. CH. MELLINGER VERLAG** Stuttgart, Postfach 131164



Das große Gemälde der faszinierenden Stadtwelt Stuttgart, die hier zugleich begriffen und eingefangen ist als das Spiegelbild schwäbischen Lebens

2., durchgesehene Auflage. 582 Seiten mit 56 Bildtafeln auf Kunstdruck und drei mehrfarbigen Karten auf dem Vorsatz. Das Buch enthält eine Zeittafel, ein umfangreiches Literaturverzeichnis, ein Namen-, Sach-, Orts- und Straßenregister. Ganzleinen mit vierfarbigem Schutzumschlag DM 49,-

 **Konrad Theiss Verlag**  
**Stuttgart und Aalen**



Wort und Bild verdeutlichen hier die bedeutende Vergangenheit und die lebendige Gegenwart der Stadt Esslingen

Texte von Otto Borst und Dorothee Bayer. Fotos von Traute Uhland-Clauss. 132 Seiten mit 77 teils doppelseitigen, teils farbigen Bildtafeln. Je eine alte Stadtansicht auf dem vorderen und hinteren Vorsatz, 11 Abbildungen im Text. Bildband-Großformat. Ganzleinen mit vierfarbig. Schutzumschlag DM 38,-

 **Konrad Theiss Verlag**  
**Stuttgart und Aalen**

Wilhelm Berger

**Schulbau** von heute für morgen

Ein Buch über den zeitgenössischen Schulbau. Ein Buch, das klar die funktionelle Entwicklung jedes einzelnen Elements darstellt. Ein Buch, das den Bau aller Schularten umfassend aufzeigt. Ein wichtiges Handbuch für Lehrer, Schulfachleute und Architekten.

184 S., 232 Abb., 1 Farbmusterkarte, DM 38,-

**Walter Münch/Gerd Maier**

**Jakob Bräckle – ein oberschwäbischer Maler**

84 Seiten mit 47 größtenteils farbigen Bildtafeln und vielen Abbildungen im Text. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. DM 27,50.

Mit diesem Band wird erstmals eine Monographie dieses oberschwäbischen Malers vorgelegt. Wie kein anderer hat Bräckle die Eigenart seiner Heimat in einzigartigen Bildern künstlerisch erfaßt.

 **Konrad Theiss Verlag**  
**Stuttgart und Aalen**

**Wer bauspart,  
der hat  
mehr vom Geld.  
Und mehr von  
seiner Zukunft.**

**wüstenrot**

Deutschlands größte Bausparkasse

# ›Baden Württemberg in Wort und Bild‹



*Für  
Freunde  
und  
Kenner*

*unserer schwäbischen Heimat..*

... Bildbände – Biografien –  
Erzählungen – Gedichtsammlungen –  
Kunsthistorische Werke

Bücher, mit denen man sich und  
anderen viel Freude bereiten kann.

## Coupon

(Ausschneiden, auf Postkarte kleben und senden an untenstehende Anschrift)

Ich/Wir bitten um kostenlose Zusendung eines Gesamtprospektes „Baden-Württemberg in Wort und Bild“ an folgende Anschrift:

Name \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_



**Verlag W. Kohlhammer**

7 Stuttgart 1 Urbanstraße 12-16 Postfach 747